

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

**Karl Domanig**

**Domanig, Karl**

**Innsbruck, 1924**



42280

# Karl Domanig

Von seiner Persönlichkeit  
und aus seinem Schaffen

42280

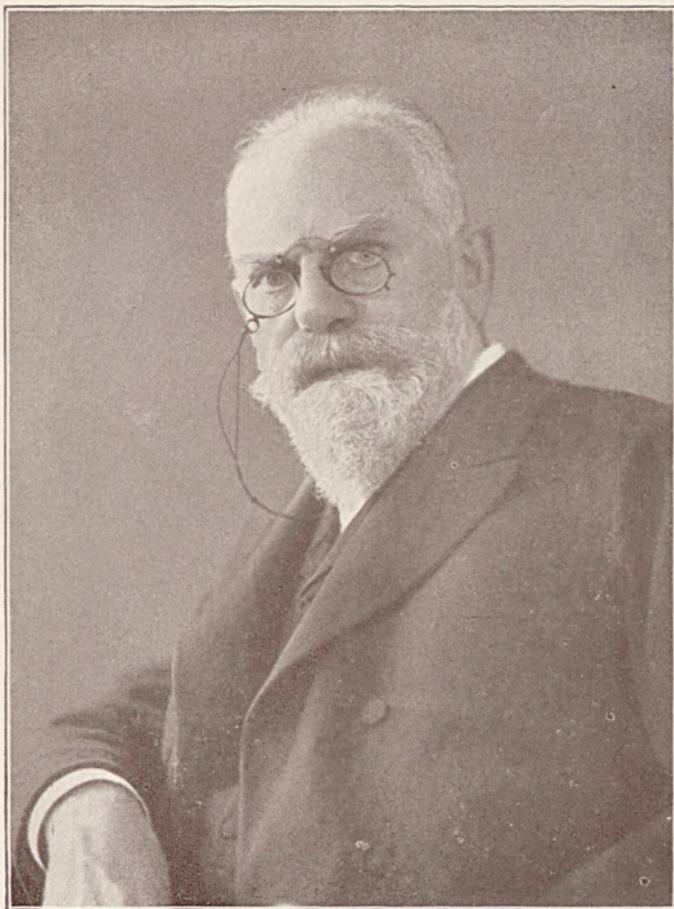




Karl Domanig







Karl Domaniq.

# Karl Domanig

Von seiner Persönlichkeit und  
aus seinem Schaffen

Herausgegeben von  
Maria Domanig

*(M. 1 Fl.)*



Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck  
1924

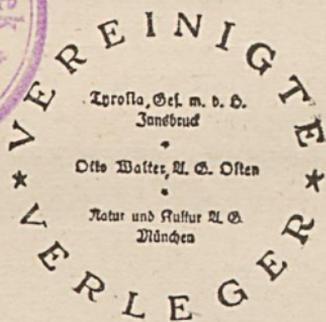
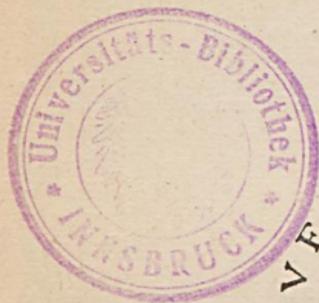
ULB Tirol



+C221428003

[42280.]

Alle Rechte vorbehalten! Copyright by Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.



12/XII 923. Pfeil-Ex. (gl.)

18/XII 923.

Buchdruckerei Tyrolia, Innsbruck

---

**M**eines Vaters Ziel bei all seinem Schaffen und seine größte Sehnsucht war es, seiner Heimat, dem Land Tirol, zu dienen.

Er wurzelte so tief im Vaterland, daß die vielen in der Fremde verbrachten Jahre ihn nur noch inniger damit vereinten. Seine Liebe gehörte dem kerngläubigen, heimat- und kaisertreuen Volk. Darum kämpfte er gegen jeden Einfluß, der die gute alte Tradition zu schädigen drohte.

Die Unsicherheit, das Wanken, den teilweisen Verrat Tirols hat mein Vater nicht mehr erlebt. Vielleicht hat er heute, da die Sehnsucht nach dem Alt-Tirolertum er wacht, wo das Volk sich wieder auf seine heiligsten Güter besinnt und die Erkenntnis dämmert, daß der Mensch ohne Gott und Heimat ein schwankes Rohr ist — vielleicht hat Karl Domanig nun eine neue Aufgabe zu erfüllen.

So möge zu seinem 10. Todestag diese kleine Auswahl aus Vaters Werken ein Gruß seiner Liebe an die Heimat und an alle sein, die Tirol kennen!

Maria Domanig.





---

## Karl Domanig.

Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild  
von E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mittelfranken.

Es ist schön und erhebend, das eigene Volk immer wieder auf die vorbildlichen Großen, die alle kennen, hinzuweisen. Es ist noch schöner, noch erhebender, weil in sich verantwortlicher, Augen und Herzen dieses Volkes auf einen großen Vorbildlichen hinzulenken, dessen Ruhm sich nur mählich ausgestalten durfte, der zu jenen zählte, an denen Tausende lange vorübergingen und gehen; der selber die Ernte der von ihm mit willigen Händen ausgestreuten Saat erst für eine fernere Zukunft erhoffen zu sollen glaubte.

Zu den bleibenden Freuden meines Lebens rechne ich, daß es mir vergönnt war, mit Erfolg ein erstes vereineitlichendes Licht auf die rein menschliche sowie künstlerische Persönlichkeit dieses Mannes zu richten.

Man hat mich sehr bald, schon zu einer Zeit, da ich mit dem Dichter kaum zweimal zwölf Stunden persönlichen Zusammenlebens geteilt hatte, zu den „Kennern“ Domanigs: nicht nur seines Schaffens, sondern auch seines Lebens und seiner Wesenheit, gerechnet. Ich habe nie über solche ehrende Zuerkennung zweifelnd gestuht, so tief ich sie immer faßte. Bedeutende, geschlossene Charaktere wie diesen „kennt“ man freilich nicht so leicht. Domanig aber prägte stets in allem sich selber aus. Mochte man ihm ins Auge schauen oder sich in seine Dichtung versenken: immer war es die Vollpersönlich-

keit eines Echten, eines lautereren, markigen Edelgesinnten, die sich in Blick und Wort, in dem Ergebnis einer begnadeten Schaffensstunde ausprägte. Freilich, um ihn, den Tiefgründigen, von warmer, offener Herzlichkeit, aber dennoch zutiefst herb-keuscher, zugleich leise humorvoller Zurückhaltung, ganz zu begreifen, mußte man ihn unmittelbar verstehen: in all den feinen Licht- und Schattenwirkungen seiner köstlichen inneren Aufgereehtheit, bis tief hinein in seines Wesens Kern, von woher das Eigentlichste, das Unvergängliche im Menschen sich auswirkt und ausstrahlt als ein für immer Gegebenes, Verliehenes und dennoch selbständig Erstrebtes und Erworbenes.

Man hat mich des öfteren fragen zu müssen geglaubt, weshalb just ich, die dem meerumschlungenen schleswigholsteinischen Flachlande Entstammte, diesen Sohn südlicher Berge als Mensch und Künstler so gut verstehe. Möglich, daß Tiroler- und Holsteinerart gut zusammensimmen, wie die Einsamkeit des Meeresgestades und die der Hochgebirgswelt; möglich, daß Mutter Natur zwischen den wetterumwogten nordischen Küsten- und den Alpenbewohnern viel mehr starke Fäden wesensverwandter Zugehörigkeit geknüpft hat, als irgend jemand zu ergründen vermag. Tatsache ist, daß, als Karl Domanig und ich einander zum ersten Male (1909) gegenüber traten, dies bereits unter dem gegenseitigen Eindrucke des Verstehens und Verstandenwerdens geschah. Wir standen beide schon an der Altersschwelle, auf gleichem Weltanschauungsboden, hatten beide eine mannigfache, reiche Erfahrung hinter uns, wußten Menschen von Menschen, Geschehenes von Geschehenem zu unterscheiden, kannten und ehrten beide den Ernst des Lebens und liebten den Humor, den mit dem lachenden und dem

tränenumflorten Auge. So kam es, daß wir bald um die leben-  
erfältende Etikette herumschifften und einander als Freunde —  
wie im bergenden Hafen — sahen, denen ist, als hätten sie eine  
lange Lebensstrecke mitsammen zurückgelegt, als wisse einer  
vom andern, auch ohne gesprochenes Wort.

Dem ersten Auge-in-Auge-Austausch folgte ein zweiter,  
etwas längerer im Frühjahr 1911; zudem gab ein reger Brief-  
wechsel (Ende 1906 bis tief ins Jahr 1913) mir reichliche  
Gelegenheit, den Menschen und Dichter immer besser zu kennen  
und zu werten. Es lag nahe, daß er seinem Biographen ge-  
genüber, dem er Vertrauen schenkte, vor allem sich auftat über  
das, was ihm das Beste bedeutete: sein Geistes- und Gemüts-  
leben, sein engeres und weiteres Vaterland, sein Familien-  
heim, seine Weltanschauung. — In der persönlichen Gegen-  
wart bekundete er sich mir sofort als geborener Dramatiker.  
Die nicht selten zu flammender Beweglichkeit sich steigende  
Rede reihete, unterstützt von der sparsamen, aber unmittelbaren  
Gebärde, Eindruck an Eindruck von packend dramatischer An-  
schaulichkeit. Dabei kein Wortüberfluß, jeder Ausdruck stand  
stramm und fest auf seinem Platz. — An der kernigen Art sich  
zu geben hätte ich, auch ohne Vorwissen, alsbald den Tiroler  
erkannt; zudem war es unmöglich, den tirolischen Akzent bei  
ihm zu überhören, ganz abgesehen von den dialektischen Wen-  
dungen, die sich ihm, dem Hochgebildeten, gewiß ebenso oft  
gewollt wie ungewollt gleich sprühenden Lichtfunken in den  
sonst durchaus beherrschten Redefluß mischten. Und erst, wenn  
er von seinem Tirol sprechen konnte! Dem heiß, freudig, oft  
auch schmerzlich geliebten, dem er sich ganz zu eigen bekannte,  
dem er ganz zu eigen war, dem Blute und der Seele nach.

Der nach eigenem Zeugnisse tirolische Volksmann Karl Anton Domanig ging hervor aus tirolischem Volkstum, der tirolische Dichter aus dem tirolischen Volke. Seine Ahnen freilich, während langer Jahrhundertreihe bis ins Mark ferndeutsch trotz des aufs Slawische weisenden Namens, lebten zunächst jenseits der tirolischen Grenze, bis das Reis der Domanigfamilie dem tirolischen Stamme für immer eingesenkt wurde: wann, wo, wie und auf welche weitere Entwicklung hin, erzählt das „Literarische Selbstporträt“ des Dichters. (Karl Domanigs Gesammelte Werke, 1. Band. Kösel-Kemp-ten.) Hier seien nur einige Ergänzungen gegeben:

Die Heirat der beiden Söhne des Urgroßvaters Elias Domanig mit den Töchtern des Postmeisters und Gastwirthes Rott von Schönberg am Brenner bahnte die Verbindung mit den vornehmsten der stets so angesehenen Tiroler Wirtsfamilien an. Elias, der ältere der Brüder, ursprünglich Kaufmann, wurde Nachfolger des Schwiegervaters und durch Ehrenwahl Gerichtskassier von Stubai. Er genoß des Landwirthes volles Vertrauen, beherbergte und förderte ihn durch Rath und That unmittelbar vor dem Aufstande und zumal vor den Schlachten am Berge Isel, erlitt Plünderung, Gefangenschaft sowie schädigende Mißhandlung und galt seinem Lande mit Recht als Held und Märtyrer der heiligen Sache.

Der elfte seiner fünfzehn Kinder: Johann, der als Knabe auf Hofers Knien geritten hatte, ließ sich 1827 als Kaufmann in Sterzing am Eisack nieder, wo er ein Haus und Handelsgeschäft ankaufte, wachsenden Wohlstand und allgemeines Ansehen erwarb (er wurde wiederholt zum Gemeinderath gewählt) durch seine Berufs- und Charaktertüchtigkeit, seine

fernige Frömmigkeit und echte Güte. Bei aller Friedensliebe durchglüht von Patriotismus, kam der bescheidene, auch in der Bildung kindlich einfache Mann doch nicht über die der nationalen Erhebung folgenden schweren Enttäuschungen für Land, Volk und Familie genügend hinweg, um sich zu den wenigen zu stellen, die damals schon das geleistete, an sich und in den Folgen gewaltige heimische Heldentum vollauf zu würdigen wußten. — Seit 1842 verwitwet nach neunjähriger erster Ehe mit der Kaufmannstochter Anna Freiseisen, gab er 1848 seinen fünf Kindern eine Mutter wieder in Juliana Obrist, Tochter des hervorragenden Freiheitskämpfers Anton Obrist, Stögerbauer zu Stans im Oberinntal, Vater des tirolischen Bauerndichters Hans Obrist, Verfassers der beliebten volkstümlichen (neuhochdeutschen) Gedichtsammlung „Zither und Schwert, Zeitbilder des Jahres 1848“ und Dheim des ebenfalls als Lyriker und Erzähler bekannten Johann Georg Obrist, der frühzeitig auf Karl Domanig poetisch einwirkte, sogar selbst einige Gedichte des Kindes veröffentlichte.

Den stärksten, unmittelbarsten Einfluß auf den Knaben übte die Mutter selbst, die ihm am 3. April 1851 als ihrem zweiten Kinde und ältesten Sohne das Leben schenkte<sup>1)</sup>. Stets hat er das Andenken beider Eltern hochgehalten, wie ihm überhaupt der Zug mustergültiger Familienpietät anhaftete. Aber klar und tief dankbar hat er es immer wieder ausgesprochen, daß er das ausschlaggebende Beste seiner Veranlagung der Mutter schulde. So heißt es in dem Gedichte „Meiner Mutter. Zur Feier ihres 80. Geburtstages“ (Wanderbüchlein), des guten,

<sup>1)</sup> Er hatte fünf Stief- und sechs eigene Geschwister; von allen überlebte ihn nur die um fast zwei Jahre ältere eigene Schwester Julie verw. Frau Prof. Dr. Wolf-Innsbruck.

trefflichen Vaters Beispiel, still und geseht, schwebte ihm heute noch vor, doch der Mutter, die ihn geboren und sorglich erzogen, verdanke er gewiß das meiste, das er besitze:

Viel am Körper und mehr am Geiste: den Sinn für das Schöne  
Und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann,  
(Nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!)  
Den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich behütet.  
Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei, durch das Erbe,  
Das mir mütterhalb ward, nicht anders wär's mir geworden.

Die schlichte, hochsinnige Frau hatte als einzige „Ausbildung“ den zweimaligen Winterunterricht einer Dorfschule genossen, sich aber späterhin derartig selbständig innerlich aufgebaut, daß geistvolle Männer wie Professor Schönach, Alois Flir und Hermann von Gilm ihre Gesellschaft suchten, dieser ihr auch zahlreiche, eingehende Briefe von Brunek nach Schwaz schrieb.

Sowohl Johann wie Juliana Domanig erzogen ihren Sohn in der Tradition der Kirche und des Vaterlandes, lehrten früh sein Herz für beide sich aufstun. Als Jüngling hat er vorübergehend einen Kampf gegen Zweifel und Freigläubigkeit bestehen müssen, um dann freilich um so fester auf dem geheiligten Boden Fuß zu fassen; der Liebe zur Heimat aber ist er unentrückbar treu geblieben. — Der in landschaftlicher Schönheit prangende Boden, auf dem seine Kindheit sich entfaltete, war gesättigt und umwoben von historischen Erinnerungen. Der Dichter selbst hat uns gelegentlich des Jubiläumsjahres, da auch sein Heimatstädtchen ein Erinnerungsdenkmal an die große Zeit aufrichtete und enthüllte, über die einschlägige Bedeutung Sterzings in der ihm eigenen, markig-

innigen Weise berichtet (Reichspost, Morgenblatt 29. Juli 1911, „Sterzing im Jahre 1809“). Die historische Bedeutung der Stadt und Umgebung entwirft er da in plastisch überzeugenden Strichen. Nachdem er den Heldennut einzelner Persönlichkeiten dargetan hat, bemerkt er: Zumeist seien es ja außer uns liegende Umstände, die nicht den sittlichen Wert, wohl aber die Folgen, die historische Tragweite unserer Handlungen bedingen. Für Sterzing falle da insbesondere dessen zentrale Lage in Betracht und die durch den Tauferpaß vermittelte Verbindung mit Passeier, dem Heimattale Andreas Hofers. „Die Ereignisse in Sterzing haben, eben weil sie sich im Herzen des Landes abgespielt, eine größere Bedeutung als etwa die Gefechte an den Grenzen Tirols, am Struberpaß oder an der Lienznerklaufe, und für das Leben des Sandwirtes ist die Talsohle von Sterzing zum Schauplatz seiner wichtigsten Handlungen geworden.“ Und nun fallen die wichtigsten Hammerschläge des Historikers:

Im Mai sei Sterzing vom Sandwirt zum Sammelpunkt des Landsturmes bestimmt worden. Von hier aus habe er selbst seine Unterhandlungen mit den österreichischen Generalen Chasteler im Pustertal und Buol am Brenner angeknüpft, um sie zum Verbleiben zu bestimmen; von hier aus habe der Oberkommandant in einem „Karrner Wagele“ den Weg zum Berge Isel angetreten. Und vollends „in jenen heißen Augusttagen“ sei die Entscheidung recht eigentlich in Sterzing gefallen. Denn wenn auch schon die Affären im Pustertale und an der Pontlaxbrücke die Strategie des Feindes durchkreuzt hätten, seine Niederlage sei in der Talenge zwischen Sterzing und dem Brizener Klausel besiegelt worden. Hier, wenn irgendwo, habe die Kriegskunst Rouyers und des Her-

zogs von Danzig völlig versagt; als ein (entmutigter) Geschlagener, fluchtartig und in heillosem Wirrwarr sei Marschall Lefebre nach Innsbruck zurückgekehrt, und man dürfe vielleicht behaupten, daß schon damals, noch vor dem 12. und 14. August, der allgemeine Rückzug des Feindes beschlossene Sache gewesen sei. „Um aber nun von Andreas Hofer zu sprechen: Hier in Sterzing hat der Sandwirt im Jahre 1809 zum erstenmal den Kampfplatz betreten. Hier hat er im Mai das Oberkommando übernommen, und zu Sterzing hat er es auch zurückgelegt, in jenem vom 8. November datierten Aufruf, von dem er freilich später („I han nit anders könnnt,“ wie er sich in einem gleichen Falle zu Daney äußerte) wieder abgegangen ist.“ Und jetzt der Schlusssatz: „Den geheiligten Berg Isel ausgenommen, auf dem sich immer der letzte Akt jedes einzelnen Schauspieles abgespielt, gibt es keine Gegend in Tirol, die für die Geschichte des Landes im Jahre 1809 von größerer Bedeutung gewesen wäre. Die Sterzinger haben ein volles Recht, an diese Bedeutung ihrer Heimat durch ein Denkmal zu erinnern, sie haben doppelt recht, weil sie selber sich die Ideale, für die ihre Vorfahren gekämpft, in beispielhafter Treue bewahrt haben.“

Da sehen wir den warmen patriotischen und lokalpatriotischen Stolz des Sprossen eines heroischen Geschlechtes und des Sohnes eines in geschichtliche Erinnerung eingebetteten Städtchens, dem nicht er, sondern das — nach seinem Gefühl — ihm Glanz verleiht. Nirgends konnte ihm, eben kraft dieses von ihm aufs treueste gewährten Bewußtseins organischer und seelischer Zugehörigkeit, höhere Ehre erwiesen werden als dort. Dafür zeugt die folgende, vom 27. März 1911 datierende

Stelle aus unserer Korrespondenz: „Jetzt, das muß ich Ihnen doch mitteilen: meine Vaterstadt Sterzing hat mich zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Wissen Sie, daß mir diese Überraschung eine der größten Ehrungen bedeutet, die ich mir denken kann – die ich mir hätte träumen lassen?! Sehen Sie, wenn das Alter heranhumpelt, dann gibt's so allerlei! Als wenn uns der I. Gott entschädigen wollte für die beschwerlichen Tage . . . Wenn das jetzt mein Vater, der selber ja lange im Stadtmagistrat saß, wenn das meine Mutter erlebt hätte!“

Ja, das „Tirolerblut saß“ ihm je und je „im Blute“: mit seiner glühenden Liebe zur Heimat der Scholle und des Vaterlandes, mit der drängenden Lust schon des Kindes zum tapferen Dreinfahren. Das Kriegsjahr 1859 kam – da sah der Achte-jährige zum erstenmal einen Durchzug von Truppen: der österreichischen gen Italien, und der helle Junge machte sich zum „militärischen“ Führer seiner Schulkameraden, wie es das „Literarische Selbstporträt“ erzählt. 1866 wiederholte sich das nie vergessene Schauspiel – und der Fünfzehnjährige wäre brennend gern mitgezogen als Tiroler Schütze! Das aber sollte nie sein trotz aller Sehnsucht nach „heißem Männerkampf“. Ein guter Schütze war er von früh an. Der Vater sah die eigene Jagdlust als Erbteil auf lodern im Sohne, da schenkte er dem Zwölfjährigen eine Flinte zu persönlichem Besitz. Der Junge aber wußte nichts Besseres als in die Berge zu steigen und trotz der ihm fürs Leben anhaftenden Kurzsichtigkeit falkenäugig mit seinem Geschos einen fast zwei Meter klaffenden König der Lüfte aus seinem stolzen Reiche herunterzuholen – eine Vorbedeutung gehobenen Sinnes, achte ich, für die Zukunft des Mannes.

Zuvor hatte die Gesundheit des zehnjährigen Bübchens den Eltern Sorge gemacht; so schickten sie ihn zur Erstarkung nach Fiecht bei Schwaz in die Vorbereitungsschule des dortigen Benediktinerklosters. Dann folgten drei Jahre im Brixener Gymnasium, des weiteren – wegen etlicher Studentenstreichein – zwei am fürsterzbischöflichen Borromäum in Salzburg. Hier befiel ihn zunächst das Heimweh, dann der durch Homer genährte poetische Drang. Er schmiedete lateinische Verse, denen lyrische in der Muttersprache folgten. Am 24. Juni 1866 kam eine neue, mächtige Anregung. In der vierten Gymnasialklasse war deutsche Schularbeit angefetzt. Der Professor ließ auf sich warten. Endlich erschien er leuchtenden Angesichtes: „Kinder, ein großer Sieg ist erfochten! Erzherzog Albrecht hat bei Custozza gesiegt. Schreibt jetzt ein Danklied – eine Hymne – was ihr wollt!“ Und Professor Jos. Gafner erzählt in der Lebensskizze seines Freundes (Dichtersstimmen XII. Jahrgang 1897, 2. Heft): „Der Schüler Domanig schrieb ein gereimtes Gedicht, über das der Professor staunte, das im ganzen Professorenkollegium die Runde machte.“ So hatte der patriotische Geist den ersten größeren dichterischen „Wurf“ in ihm gezeitigt.

Zur Belohnung für geübten Fleiß nahm der Vater den Sechzehnjährigen in die engere Heimat zurück und schickte ihn im Herbst 1867 ins Meraner Konvikt. Hier stieg an seinem Glaubenshimmel jene drohende Wolke auf, von der das „Literarische Selbstporträt“ berichtet. Gefährliche Lektüre und gefährliches Beispiel! Kein Wunder, daß der Mann Domanig immer beides so feurig bekämpfte. Für den Jüngling war es letzten Endes ein Glück, daß ihm 1869 die Veruneinigung mit

einem Erzieher den Meraner Aufenthalt unterbrach. Nun folgte ein Intermezzo des Privatstudiums daheim, das ihm die Bewältigung des siebenten Kursus glänzend, zugleich auch sonst Unschätzbares sicherte: die Zurückerringung seines positiven Glaubens und die Neugewinnung eines bewußten, tiefen Verständnisses des heimatischen Natur- und des Volkslebens. Denn zuerst in jenen Tagen ist er in dieses tatsächlich besitzergreifend eingedrungen, und eben dadurch erwuchs die Grundlage der bewundernswerten Lebensstreu, die alle seine Zeichnungen des typisch und individuell gegliederten Volkscharakters beseelt. Er selbst pries von da ab diese Zeit, da er „selbständig denken und arbeiten lernte“, und da er eng verkehren durfte mit dem „homerischen Bauernvolke“ der Sterzinger Gegend, in dessen Denk- und Sprechweise er sich unmittelbarer denn je empfand, als „eine der schönsten seines Lebens“. Das neue Ankerwerfen im Glaubenshafen verdankte er gewiß zum Teil dem Umgang mit diesen kernhaften, treuen Söhnen der Kirche, wenn auch nicht zulezt einem begeisterten Studium Dantes, von dem er damals zwölf Gesänge auswendig lernte, und vor allem der religiösen Atmosphäre des elterlichen Hauses.

Dieses traf vor dem Abiturium des Sohnes ein schwerer Verlust, den Karl Domanig's „Familien-Kalender“ folgendermaßen bezeichnet: „Am 1. April 1870 um 4.10 nachmittags ist mein teurer Vater Johann Domanig in Sterzing eines beidenswerten Todes verschieden, 70 Jahre alt.“ Im Herbst löste die Mutter sich von Haus und Geschäft (die beide ein Stiefsohn, Johann, übernahm), um – im Verein mit ihren drei Töchtern Berta, Ottilia und Paula, sämtlich jünger als

Karl — den neugebackenen Hochschüler auf die Universität Innsbruck zu begleiten. Die katholische Verbindung Austria verzeichnete am 24. Oktober in ihren Annalen: „Bemerkenswert ist die heutige Kneipe durch den Eintritt eines neuen Fuchsen stud. phil. Karl Domanig vulgo Göß, welchen der Senior med. August Lieber vulgo Bertha selbst wegen Anwohlfrens des Fuchsmajors med. Deluggi rezipierte. In der Folge dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Aufnahme große Fidelität unter Asops (Dr. Jehlys) gemüthlichem Kneipppräsidium.“ Die „große Fidelität“ sollte sich für den derartig herzlich Bewillkommneten als eine Art Vorbedeutung erweisen, da für ihn nicht nur das philosophische Jahr, sondern auch noch das nächste Semester unter diesem — so gut wie ausschließlichen — Zeichen stand. So wurde es denn zunächst mehr ein fröhlich-reiches Studenten- als Studienleben. Rasch avancierte der alsbald durch seine gewinnende Schneidigkeit und goldene Heiterkeit durchweg beliebte Fuchs zum „Bibliothekar und Bierzeitungs-Redakteur“, zum „Generalredner der katholischen Studentenschaft“ und zum vorzüglich repräsentierenden Senior, dem schon damals Echtheit und Gedrungenheit des Gefühls, Klarheit der Anschauung, Knappheit und Wucht des sprachlichen Ausdrucks, „Begeisterung für Religion und Vaterland“ obenan stand.

Aber neben die Freuden der Burschenherrlichkeit trat mächtig die gebieterische Forderung der Pflicht. Es galt, Ausschau zu halten nach dem Wege, auf dem die Männertugend konsequenter Arbeit am besten geübt werden könne; es galt, diese Arbeit selbst fester ins Auge zu fassen. So entschloß sich denn Karl Domanig, das vierte Semester möglichst fleißig in Straßburg

zu verleben. März 1872 ging es also ins Reichsland zu juristischen, desgleichen zu — vorwiegend selbständigen — literar. und kulturhistorischen Studien. Er, der unbewußt schon als Kind, bewußt als Jüngling durch die Freundschaft mit tirolischem Bauernthum in die Urgründe auch des Deutschtums geraten war, wurde hier in der alt-glorreichen elsässischen Hauptstadt seiner deutschnationalen Zugehörigkeit lebendig inne. — Auf der mancherlei Umwege beschreibenden Rückreise über Metz, Nancy, Brüssel, Antwerpen, Köln und Mainz empfing und verarbeitete er viele künstlerische Eindrücke, besonders seitens der niederländischen Schule. Immer schon hatte es ihn, den sowohl zeichnerisch wie poetisch stark Begabten, zur Kunst gezogen; bereits als Salzburger Studentlein nahm er sich vor, entweder ein großer Dichter oder — Maler zu werden.

Wieder zu Innsbruck eingetroffen, hörte er ein Entscheidungswort des Schicksals. Das Familienvermögen hatte durch den so unvermittelten wie unverschuldeten Schlag erheblich gelitten, und die Mutter verlangte es jetzt um so mehr nach baldiger Beendigung der kostspieligen Studien des Sohnes. Dieser sah selber ein, daß es mit der bisherigen Regellostigkeit seiner Thätigkeit nicht so weiter gehen könne, und „die Furcht, sich selbst zu verlieren“, packte ihn heilsam. So entschied er, der nichts halb tun wollte, nach Rom zu gehen. Mitte Oktober 1873 nahm ihn dort das Collegium Germanicum als Konviktor auf, trotz seiner Erklärung, daß er den geistlichen Beruf „noch nicht“ in sich spüre. Er durfte auch bleiben, um, inzwischen völlig über sich klar geworden, in Ausnahmestellung seine philosophischen Studien an der Gregoriana abzuschließen.

Während der zwei „römischen“ Jahre besann sich Karl

Domanig überhaupt endgültig auf sich selbst. Er lernte Selbstdisziplin und Dauerfleiß aus dem Grunde und fand seinen Doppelberuf: Als Priester konnte er seinem heißgeliebten Lande nie ein vates, ein (seherischer) Führer sein, aber als Dichter und Gelehrter, als letzterer zumal der kunsthistorischen Forschung, wollte er es werden. Auf beiden Gebieten, angesichts unvergleichlicher Geschichts- und Kunstdenkmäler aus der antiken und christlichen Welt, entwickelte er sich zielsicher schon jetzt. Er bildete seinen Stil an mittelalterlicher Literatur, an Homer und Manzoni's Meisterwerk, das er bis in seine letzten Tage immer wieder zu lesen liebte, an volkstümlichen Neuzeitlichen wie Jeremias Gotthelf, Hebel, Alban Stolz und Hansjakob. In Rom zuerst lernte er „ein Gedicht hinwerfen“: im besten Sinne des Wortes, ohne jedwelchen Zwang, in vollkommener innerer Freiheit. Er schuf hier den Eingang („Braut des Vaterlandes“, 1874) zu seiner mächtigen Trilogie, drang vor in Auffassung und Darstellung, läuterte sich aufwärts zu reifer, großer Lebens- und Weltanschauung.

Mit dem philosophischen Doktorhut kehrte er, hochbefriedigt durch den italienischen Aufenthalt, aber seines Tyroler- und Deutschtums dankbar froh, 1875 zu den Seinen nach Innsbruck zurück, um sich für die nächsten Jahre, auf Anregung des ihm befreundeten Universitätsprofessors Dr. J. von Zingerle, in Forschungen über Wolfram von Eschenbach zu vergraben, der es ihm in seiner kernhaften Frömmigkeit und Größe für immer angetan hatte. Die Frucht dieser Arbeiten erschien 1878 und 1880 in zwei Hefen bei F. Schöningh-Paderborn als „Parzival-Studien“.

Noch ein mittelalterlicher Dichter hatte es unserem Forscher

„angetan“: Walthher von der Vogelweide. Hier sei gleich bemerkt, daß Karl Domanig 1889 einen interessanten Beitrag zur Lösung der Walthher betreffenden Heimatfrage veröffentlichte: „Der ‚Klosenaere‘ Walthhers von der Vogelweide“, in dem er den Geburtsort des berühmten Minnesängers nach Südtirol in die Umgebung des Städtchens Klausen verlegen zu müssen glaubte.

Alle diese Arbeiten hatten Domanigs „tirolische Denk- und Gemütsart“ gestärkt und gefördert; sie unter den eigenen Landsleuten immer mehr beleben zu helfen, war sein Wunsch und sein Ziel. Als ein Erfüllungsmittel griff er, der sonst jedes Redaktionsangebot mit „Lieber Holzhaeker als Journalist!“ ablehnte, die Aufforderung des Pustetschen Verlages auf, sich der Herausgabe des von diesem neugegründeten „Tyroler Kalenders“ zu unterziehen. Das „Literarische Selbstporträt“ sagt uns, welche wichtige Bedeutung er seiner nunmehrigen Tätigkeit beilegte. Er führte denn auch das Unternehmen, das man als das beste seiner Art bezeichnet hat, drei Jahre lang (1878 – 1881) mit steigendem ideellen Erfolge, stützte es durch eigene wertvolle Beiträge und durch Anwerbung eines hochstehenden Mitarbeiterstabes.

Zur Weckung und Erstarkung des allgemeinen tirolischen Geschichtsinnes erfand er auch 1878 jenes historische Kartenspiel, von dem uns das „Literarische Selbstporträt“ gleichfalls berichtet; ergänzt sei, daß Domanig selbst diesen „Tyroler Karten“ eine Erklärung des geschichtlichen Spieles beigab.

Ausflüge zu Verwandten, Freunden und Bekannten, Reisen in nähere und weitere Ferne brachten erquickende und belehrende Abwechslung in den straffen Gang der Berufsarbeit.

Einmal kam Domanig zum Besuche zweier Studiengenossen in die Schweiz, zweimal nach Italien: 1879 von Triest aus, wo er den Schwager Prof. Wolf begraben hatte, an die oberitalienischen Kunststätten, 1880 durch staatliches Stipendium zur Fortsetzung der im Jahre vorher begonnenen Forschungen auf vier Monate nach Toskana, Umbrien, Rom, endlich auch nach Wien, wo er sesshaft werden sollte. — Daheim, zu Innsbruck, hatte er sich im Umgang ziemlich zurückgezogen, doch verkehrte er mit politischen Führern, mehr noch mit Gelehrten und Künstlern, unter diesen vor allem mit einem bedeutenden Schüler des großen Meisters Cornelius: dem landsmännischen Kirchenmaler Franz Plattner († 1887), dem er nicht nur als Kunsthistoriker, sondern auch als darstellender Dichter viel befruchtende Anregung verdanken lernte. Eine nahezu sohnliche Liebe verband Karl Domanig mit dem fast erblindeten Statthalter von Oberösterreich und Salzburg, Dr. Alois Fischer, der von dem jungen Freunde Großes für die Zukunft erwartete, — er sollte sich nicht getäuscht haben.

Zu Wien, wohin ihm Dr. Ad. Bruder (an die Universitätsbibliothek) vorangegangen war, eröffneten sich dem jungen Gelehrten allerlei Aussichten, gewiß nicht zulezt durch Dr. Fischers gütige Fürsorge. Er fand freundliche Aufnahme und Förderung seitens hervorragender Persönlichkeiten und Familien, so bei Erz. Baron Helfert und Baron Giovanelli, so im Hause Führich-Wörndle, Hofrat Onno Klopp und a. m. Gegen Ende des Jahres 1881 wurde ihm der kunst- und literarhistorische Unterricht für die Kinder des Herzogs Philipp von Württemberg: die Herzoge Albrecht und Ulrich sowie deren Schwester Herzogin Marie Amélie († Dezember 1883), später noch

für mehrere andere jugendliche erzherzogliche Mitglieder der kaiserlichen Familie, darunter zuletzt die Tochter des unglücklichen Kronprinzen Rudolf, anvertraut: ein verantwortlicher und mühevoller, auch in mancher Beziehung notwendig entsagungsreicher Posten, den er einundzwanzig Jahre mit Erfolg und äußerster Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Von vornherein fühlte er, daß er Einfluß auf die Herzen seiner (im ganzen neun) Schüler gewinnen könne und werde; einige haben ihm auch tatsächlich in Treue ein dankbares Gedächtnis zu wahren gewußt, an erster Stelle wohl der als Thronfolger so schrecklich hingemordete Erzherzog Franz Ferdinand, der nie ver säumte, bei geeigneter Gelegenheit Dritten gegenüber zu betonen, wie sehr er dem einstigen Lehrer hinsichtlich der Weckung und Ausübung seines (bekanntlich außerordentlich regen) Kunstsinnes verpflichtet sei. — Unterm 30. Dezember 1881 vermerkte Karl Domanig in dem neuerdings „endlich wieder begonnenen“ Tagebuche: „Ein bedeutender Tag, insofern ich heute (8–9 Uhr früh) im Palais Württemberg das erste Mal Unterricht erteilte. Seltsam! Die Nibelungenausgabe (und Übersetzung) von R. Simrock ist das einzige Buch, welches mir mein l. sel. Vater selbst persönlich gekauft und überbracht hat. Als wie ein Segen des Vaters erscheint es mir, daß ich nun gerade mit den Nibelungen meinen Unterricht und damit vielleicht ein neues — glücklicheres Stadium meines Lebens beginne. Vielleicht! . . .“

Er hatte allerlei zu kämpfen, ohne des Dankes gegen Gott je zu vergessen. Seine Arbeiten, so fleißig er war, verschafften ihm keinen genügenden Lebensunterhalt; der Unterricht verlangte viele Vorbereitungsstätigkeit; das Leben in der Groß-

stadt war bei aller Sparsamkeit teuer, und den Seinen daheim, die schon so viel Geduld geübt und Unterstützung geleistet hatten, wollte er so wenig wie möglich beschwerlich fallen. Die Mutter sehnte sich, den Sohn als gesicherten Beamten und Familienvater glücklich zu sehen. Er selbst erkannte die Unabweisbarkeit dieser Forderungen der Klugheit und des Herzens und suchte sich demgemäß umzutun. So entstand einiges Hin und Her der Gefühle und der Pläne. Eine Freude gab's, als im November 1882 die jüngere Schwester Paula eintraf, um dem Bruder den Haushalt zu führen.

Aber das Rechte war es noch nicht. Es sollte kommen. Um Ostern desselben Jahres hatte es sich schon wie im ersten Lichtstrahl angekündigt. Bei einer kleinen „Austria“-Festlichkeit lernte Domanig ein schönes, liebenswürdiges Mädchen kennen, mit dem er nur einige Worte wechselte: Irmengarde Müller, die 21jährige Tochter eines angesehenen verwitweten Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten. Erst im Dezember 1883 ergab sich ungezwungen ein Wiedersehen, dem bald mehrere und viele folgten, bis sich die Herzen ganz und für immer zueinander gefunden hatten. Weihnacht 1884 wurde die Verlobung gefeiert. Dem Schwiegervater, der ergriffen und freudwillig soeben den Bund seines Kindes mit dem neuen Sohne gesegnet hatte, überreichte dieser seinen am Abend zuvor beendeten „Strauß“ mit den Worten: „Und das hat deine Tochter gekonnt!“ Tief drinnen im Herzen pries der Befelgte vor allem die hohe Reinheit, Wahrhaftigkeit und Güte seiner Braut. Ins Tagebuch schrieb er am Verlobungsabend: „So hat nun das Christkindlein das Beste und Nötigste gebracht: eine schöne Liebe!“ Dann, im Januar 1885: „Täglich besuche

ich Irmi, sei es mittags, sei es abends, und freilich dauern meine Besuche immer länger, weil sie mir immer lieber wird, weil ich immer mehr die Überzeugung gewinne, daß Gott sie für mich geschaffen und mir zugeführt hat.“ Und nachdem er einige Züge aus dem täglichen Beisammensein festgehalten hat: „Aber ich finde nicht Zeit, all die Dinge niederzuschreiben, die sich auf sie beziehen. Mein ganzes Denken dreht sich um sie. . .“

Nun aber galt es, zur Sicherung und Bergung des Glückes eine „Agitation“ zur Erringung einer Stellung „in Szene zu setzen“. Eine Hoffnung tauchte auf, verzögerte sich – nicht allzu lange. Unterm 8. Februar heißt es noch im Tagebuche: „Und so vergeht Tag um Tag nun schon die zweite Woche, ohne irgend welche Nachricht über meine künftige Stellung! Aber ich habe Gottvertrauen genug, um nicht ungeduldig zu werden. . . . Irmi ist immer sich selbst gleich, immer ruhig und voll Liebe gegen mich.“ Sie vergaßen beide nicht der Pflicht und der Liebe für andere. Unterm 16. Februar meldet das Tagebuch: „Namenstag und 10. Geburtstag der guten Mutter. Vorgestern haben wir das 12 Kilo schwere Kistchen auf die Post gegeben, welches unsere Geschenke enthielt. (. . . Wie gerne hätte ich noch mehr getan!) Aber das Liebste wird dem Mütterchen doch der in Goldpapier eingewickelte dicke Brief sein: es waren mehrere Briefe ineinander. Der 1. enthielt die Nachricht, daß, um meine Wünsche recht kräftig zu unterstützen, der 2. dienen würde. Dieser besagt, daß ein Wunsch der Mutter, den sie längst gehegt, sich nunmehr erfüllt habe, denn ich sei – angestellt!“

Und nun folgt der Bericht von der offiziellen Aufforderung seitens des K. K. Oberstkämmereramtes zur diesbezüglichen

Audienz; von dem Vorschlage Sr. Excellenz, am K. K. Münz- und Antikencabinet für mittelalterliches Münzwesen einzutreten. „6 Monate müßten Sie halt (bezahlter) Volontär sein. Ich schlug natürlich ohne Bedenken ein, und der Graf äußerte sich nun sehr freundlich: er habe sich über mich erkundigen müssen und die besten Informationen bekommen; er habe meine Sachen im Historischen Jahrbuch gelesen und liebe die Tiroler überhaupt. . . . Und jetzt solle ich gehen, mich dem Direktor der Abteilung, Dr. Kenner, vorstellen. Kenner empfing mich sehr liebenswürdig, sagte, daß ich mich auch ohne Kenntnisse (deren völligen Abgang ich eben konstatierte) bald in die Sachen hineinfinden würde, und stellte mich den übrigen Beamten vor. Am 1. März möge ich mein Amt antreten. Das alles erzählte der zweite Brief, während der dritte die Konsequenz enthielt, die erste und wichtigste, die wir daraus gezogen, nämlich unsere Verlobungsanzeige. Der vierte endlich enthielt die dringendste Bitte, Mütterchen möge zu unserer Hochzeit nach Wien kommen. — Und unsere Hochzeit ist also angefezt auf den Faschingsmontag, den 25. F.“ — Unterm 20. Februar heißt es über die Erwählte: „Es ist kaum zu glauben, wie mich das Bewußtsein ihrer kindlichen Unschuld mit Achtung zu ihr aufblicken läßt und wie es meine Liebe zu ihr vermehrt.“ Und unterm 23.: „Wie schlägt mir das Herz im klaren Bewußtsein, daß ich die heimführen darf, die ich innig und warm und von ganzer Seele liebe, — die Gott mir zugeführt hat. — Und in voller Gesundheit, mit jugendlich schwellendem Körper, geistig frisch und frei, im Besitze einer Stellung — angesehen und geliebt, so trete ich in die Ehe! O Gott, wie hab' ich das verdient! O Gott, wie barmherzig und unendlich

gütig bist du! Sei gepriesen, o Gott, jede Stunde meines Lebens!“

In der Tagebuchführung des Jahres 1884 findet sich zwischen dem 23. Februar und dem 14. September eine Lücke; die ist dem Wissenden mit lauter beseligtem Glück des jungen Hausstandes ausgefüllt. Dem letztgenannten Datum wurde eine Hauptüberschrift vorgelegt: 1884. Neues Kapitel: „Der Ehemann.“ Und daran schließt sich ein Dankes- und Jubelhymnus: „Womit beginne ich in meiner Dankagung gegen Gott? Wie werde ich ihm danken mein ganzes Leben für alle Wohltaten, die er in dem letzten Halbjahr auf mich gehäuft hat? Wohl denke ich mir oft: Stürbe ich jetzt, ich müßte sagen: Das Leben war so schön – ich habe gelebt und geliebet! . . . In meiner Ehe bin ich so glücklich als es ein Mensch nur sein kann, und täglich mehr überzeuge ich mich, wie guten Grund ich habe, glücklich zu sein, und täglich mehr lerne ich mein schuldloses, kindlich gutes Weib schätzen, lieben und verehren.“ Das Glück wurde voll durch die Geburt einer Tochter (Weihnacht des Jahres), des ersten der elf Kinder, die sämtlich leben bis auf zwei.

Wie alle großen und guten Männer hatte Karl Domanig eine unbegrenzte Hochachtung vor der Frau überhaupt, die ihm als Mutter am höchsten stand. Wir wissen, mit welcher ehrfürchtiger Innigkeit er an der eigenen Mutter hing; nun erstahlte ihm auch die Gattin doppelt lebens- und verehrungswert in der neuen Würde. – Einst wies er mir gegenüber auf Wolframs Wort, daß der Mann in der geliebten Gattin auch die eigene Mutter sähe. „Mutter“, fügte er sinnend hinzu, – „das ist doch das Größte.“ So galt ihm Mütterlichkeit

als die erhabenste unter allen Eigenschaften des Weibes. — Das Glück des Herzens, mit dem ihn Gott gesegnet hatte, blieb ihm bis zuletzt erhalten. Das von ihm selbst geprägte Wort hat sich an ihm je und je bewährt: „Eine brave Frau begründet das Glück des Mannes, sogar nach außen hin!“ Wie ihm seine Irmgard, der kerndeutsche Sproß aus „kerndeutschem Hause“, bald einer Tirolerin zum Verwechselln ähnlich erschien, hat er uns selbst erzählt; wie beide sich und den Kindern ein bleibendes echt tirolisches Nest bauten, erfahren wir später. In allem waren sie ein Herz und eine Seele, und die Liebe, Dankbarkeit und Verehrung des Mannes wuchs und wuchs. Wahrlich, er hatte „guten Grund“, denn sein Weib teilte Lust und Leid in der Weise mit ihm, daß sie ihm die Freude mehrte, den Schmerz, die Mühsal nach Kräften für sich nahm. Kein Wunder, daß dem Gatten die Augen leuchteten, sobald er von der Gattin sprach. Nie vergesse ich der Stunde — sie hat mich ihm näher gebracht als irgendeine andere —, in der wir uns über das sein Künstler- und Familienleben am treuesten widerspiegelnde Drama „Die liebe Not“ beredeten und ich ihn fragte, wie es wohl komme, daß die Heldin mich fast mehr anziehe als der Held. Wie Sonnenschein ging es da über sein Gesicht, und mit unbeschreiblichem Glücksausdruck sagte er leise, wie in Andacht: „'s ist halt mei' Frau!“ Und nie vergesse ich jenes Wortes, das die Beraubte nach dem Heimgang, der Bestattung des Teuren mir schrieb; „Ich denke, er wird mit seinem Weibele zufrieden sein,“ — oh, wie wird er es sein! —

Unter jenem 14. September hieß es des weiteren: „Und nun bin ich, der — wie Swed (Dr. Ad. Bruder) sagt — so

vieles angestellt, endlich angestellt!" – Die Volontärschaft fand mit dem 1. September ein Ende: der junge Beamte sprang als Kustosadjunkt mit Majorscharakter ein. Um gleich ein Bild seiner weiteren Beförderung zu geben: 1885 wurde er wirklicher Kustos, 1887 Kustos 1. Klasse, 1900 Vorstand der Münz- und Medaillenabteilung „Mittelalter und Neuzeit“, 1906 wirkf. Regierungsrat, 1910 Direktor der Münzen- und Medaillensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses am Hofmuseum, in dessen prächtigem neuem Heim er, wie er mir wiederholt freudig schrieb, „das schönste Bureau der Stadt“ inne hatte. Es konnte keinen gewissenhafteren Beamten geben als ihn, keinen, der mit lebendigerer Hingabe seine Berufsarbeiten erledigte. Während er selbst (s. Liter. Selbstportr.) nur vom Streben nach beamtlicher „Brauchbarkeit“ zu sprechen pflegte, galt er im Amt als einer der Allertüchtigsten, in numismatischen Fachkreisen als einer der Allerersten. Seine diesbezüglichen zahlreichen und einschneidenden Veröffentlichungen sehen wir im „Literar. Selbstporträt“ der Hauptsache nach erwähnt, nicht aber die Auszeichnungen (darunter auch Ordensverleihungen), die dem hervorragenden Gelehrten zuteil wurden: Die Berufs- und Facharbeiten beschränkten selbstverständlich die Muße für die Dichtung aufs erheblichste, so daß nach eigener Aussage Domanig höchstens drei zusammenhängende Wochen im Jahr fürs poetische Schaffen blieben: nämlich die eine Hälfte der vorwiegend nur sechswochentlichen Urlaubszeit; die andere wurde gewissenhaft zur eigentlichen „Ausspannung“ verwendet: auf Fußwanderungen zumal durchs geliebte Land Tirol, wo er sich denn auch zumeist in irgend-

einem weltabgelegenen Heimwinkel der dichterischen Ferienarbeit widmete.

Der Anfang des Jahres 1885 hatte dem jungen Paare tiefe Trauer gebracht: um den geliebten Vater, der nach längerer, schwerer Krankheit am 6. Januar verschied. Ende April begab sich die kleine Familie zur Erholung zunächst nach Simberg bei Wien, wo der „Abt von Fiecht“ im ersten Entwurf entstand. „Freilich mußte ich,“ meldet das Tagebuch, „täglich um 5 Uhr aus dem Neste, um pt. 8 Uhr in Wien sein zu können. Allein der Aufenthalt war doch herrlich und der Park so unvergeßlich schön, daß ich nach meiner Rückkunft von Tirol noch 14 Tage dort wohnte und herzlich froh bin um die Zusage, . . . nächstes Jahr wiederkommen zu dürfen.“ (Die Familie tat dies wiederholt, nahm sogar einmal dort bleibend Wohnung.) Von der erwähnten (gemeinsamen) Reise in die Heimat heißt es: „Seit zwei Jahren der erste Urlaub! In den ersten Tagen des Juli waren wir in Innsbruck, am 17. August war mein Urlaub zu Ende und ich wieder im Amte. Irm. blieb bis 1. Sept. Wir wohnten in dem herrlichen Zimmer beim guten Mütterchen, die ich, wie alle die Meinen, gesund und glücklich wieder sah. . . . O Glück des Wiedersehens! O süße Tränen, die ich als glücklicher Gatte und Vater, als wohlgeborgener Mann und dankbarer Sohn in den Armen der Mutter geweint! Irm. hat sich rasch sehr wohl gefühlt und die gute Mutter wie die eigene lieb gewonnen.“ Die Gatten machten „viele Spaziergänge“ und weitere Ausflüge, besuchten auch das Grab und die Heimat des Vaters J. Domanig. „Unbeschreiblich schön“ und „überall die beste Aufnahme. Treue Freunde. Schwed der Unvergleichliche!“ vermerkt das

Tagebuch, und dann noch eine große Freude: Für „Straub“ wurde ein williger Verleger gefunden. „Es ist mir hierin schier ergangen wie mit dem Heiraten,“ schreibt der Autor, „erwarten mußte ich es, und dann kam alles so schön, wie ich's mir nie geträumt und besser, als ich's erwartet hatte. Gott sei Dank.“ —

Wie sinnig er schon damals an den Marksteinen des täglichen Lebens vorüberschritt, möge der Eintrag vom Palmsonntag 1887 beweisen: „Am heutigen 3. April bin ich 36 Jahre alt geworden, und mit dem allergrößten Danke gegen Gott, der mir Anwürdigstem unzählige Gnaden erwiesen, blicke ich auf ein schönes Leben, eine fruchtbare Tätigkeit, die größeren Wirkens ein gesunder Anfang sei. Ich will an meiner inneren Ausbildung arbeiten, um vor allem dadurch befähigt und würdig zu sein, Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen zu fördern. — Ein herrliches Beispiel, eine große Ermunterung ist mir unsere dermalige Abendlektüre Overbecks Leben von Howitt (Dr. Binder). Das war und waren Künstler!“ Und hier ein Sonnenblick vom 8. Januar 1888: „Ein Schlittschuhlaufen, ein Schlittensfahren mit den Kindern in diesen schönen Wintertagen, was ist das für ein Vergnügen! Wie glücklich bin ich in jedem Betracht. Tausend Dank sende ich täglich empor zu dem, der alles so trefflich gefügt!“ — Sein Eigenglück machte ihn weich für anderer Unglück; wo er konnte, streute er Gutes aus, nach Vridancs (Freidanks) Rezept, das Domanig einmal seinem Vorspiel zum „Freiheitskampf“ auflebte und zugunsten der fast verhungerten Bauernschaft der Klauener Gegend als karitativen Werbeboten mit Erfolg aus sandte: „Keines quotes ist ze viel Da wile man guot tuon wil.“

Es stiegen auch Wolken auf, wie sie in keinem Einzel- und Familienleben ausbleiben. Das patriotische Herz des Sängers erschütterte tief das furchtbare Ende des Thronerben des Kronprinzen Rudolf (30. Januar 1889). „Über der Kaiser, der Kaiser!“ ringt es sich seinem Schmerze ab, der jedoch sofort den Weg zu Gott findet. — Auch persönlich gab es Enttäuschungen, zumal für den niedergehaltenen, unverstandenen Dichter. Der aber wahrte den Mut: „Verzagen? Nein! Ausharren! Gedulden! Durcharbeiten! Durchkämpfen! Ich werde siegen!“ heißt es an seinem Geburtstag 1889 im Tagebuch. Und unterm 29. Mai: „Gott geb' Gnad', ich will.“ Eines Trostes ist er immer gewiß: „Liebe und Eintracht herrscht im Hause. Gott sei's gedankt!“ Doch auch im Heim gab es Sorgen, denn der Gehalt war noch knapp, und ausgiebige Dichtershonorare ließen durchaus auf sich warten. Jede dunkle Wolke hatte aber einen Lichtsaum; so hieß es unterm 3. Februar 1890: „Daheim alles am alten. Die Kinderlein wachsen lustig und brav heran und sind unsere Freude, während sonst keine Sonne scheinen mag.“ Und unterm 23. (Sonntag): „Wir feiern heute (statt den 25.) unsern 6. Hochzeitstag und haben Egon und Hans“ (Frau Irmgarde's Bruder und Schwager) „zu Tisch geladen. Vier blühende, prächtige Kinderlein umgeben uns; in Freude und wahrer Freundschaft haben wir den Weg bis hieher zurückgelegt. Fehlen auch nicht kleine Störungen, die von außen oder durch eigene Schwächen bewirkt wurden und stets nur kurzen Bestand hatten, so dürfen wir uns doch wahrhaft glücklich nennen, glücklich wie wenige Menschen, wenige Ehepaare und Eltern es sind. Sind wir darum nicht Gott zu Dank ver-

pflichtet, und soll dieser Dank nicht vor allem sich zeigen in einem lebhaften Vertrauen zu Ihm, in welchem wir auch die künftige Gestaltung der Dinge, das Loß der Kinder und unser eigenes, all unser Tun und Wollen ruhig in Seine Hände legen?" Da sehen wir den edlen, den echt christlichen Optimisten, der von vornherein den Sieger in sich trägt.

Inzwischen wuchs „Speßbacher“, den Baron Berger schlanke Weg als „großes Werk“ bezeichnete, „doch in Wien wohl nicht durchzubringen“. So galt es Geduld üben und immer wieder Geduld. Der 18. Februar 1893 brachte der „guten Mutter“ 80. Geburtstag: „Wir haben wohl alles aufgeboten, um ihr Freude zu machen, und es ist uns denn auch gelungen. Gott erhalte sie noch lange.“ Dann aber folgt der Nachsatz: „Jetzt stockt wieder einmal alles . . . 's ist ein Jammer um die Leute – quälen sich und andere mit ihrer Langsam- und Ängstlichkeit.“

Er selbst war immer für andere zu haben, für Freunde und Freundeswerk. Solche Menschen pflegen die Flinte nicht ins Korn zu werfen, und so steht denn auch zu lesen unterm 3. April 1893: „Heute in der Messe habe ich Gott für alle mir während der 42 Jahre gespendeten Wohltaten aus der Tiefe des Herzens gedankt. Und neuerlich leuchtet mir wieder der königliche Beruf des Dichters entgegen! – Wenn ‚Hofser‘ vollendet, den ich nun mit Ernst beginnen will –, soll ein sozialer Roman (‚Die Fremden‘) an die Reihe: um zu sagen, was mir seit Jahren hinsichtlich der Stellung Tirols zum Fremdenverkehr am Herzen liegt. . . . Dann der ‚Student‘ (später „Der Idealist“ benannt), „ein Schauspiel ähnlicher Art, dann – meinen Kindern erzählt – ein Epos: ‚Der

Schwegelpfeifer von Spinges'. Werde ich nicht auf andere Weise doch erreichen können, was mir in früher Jugend als Ideal vor Augen gestanden: dem tirolischen Volke ein Führer von bahnbrechender Bedeutung zu sein? — So Gott will, ja."

Der Sommer des Jahres umschloß einen glückseligen Familienaufenthalt auf dem gemieteten „Rumer Schloß" daheim in Tirol, von dem am Ende des Urlaubs, der schöne Wanderungen und Fahrten gewährt hätte, „weinend Abschied genommen wurde". Denn Tiroler Land und Leute („meine groben Tiroler") blieben ihm doch immer die liebsten von allen. Und er war allbieweil fleißig an vaterländischen Arbeiten (darunter „Kleine Erzählungen"), trotz schwerer häuslicher und amtlicher Sorgen. Am 4. September 1894 aber besuchte er der „Mama" eine Übersicht des von ihm während der Ehejahre Erreichten und Geschaffenen unter der Aufschrift: „Geschenk Gottes und der Frau Irmgard." Das Tagebuch verzeichnet den Ausklang: „Es war eine schöne Stimmung; ein unvergeßliches Familienfest." —

Im November 1894 wurde Wohnungswechsel nötig, der zur Sicherung eines festen Heims führen sollte: Klosterneuburg, Burgstraße 2. Als er das Haus mit dem Recht des Vorverkaufs mietete, sah es „alt und verwahrlost" aus, und die „Adaptierung" kostete Geld. 1896 trat die Notwendigkeit der Entscheidung ein, und erfolgte unter äußerst günstigen Bedingungen der Kauf. Mit Hilfe eines „ausgezeichnet geschickten, fleißigen" Handwerkmeisters übernahm jetzt Karl Domanig selbst die (später noch erweiterte) gründliche Restaurierung des Besitzes zu einem echt tirolischen Heim mit Stubentäfelungen und Malereien nach Schumann, Thumann und Führich; den

Garten schmückten ein kleines und größeres Lusthaus. „Die Arbeit war groß,“ meldet der Bericht, „überall ordnete ich selber an, jedes Kleinste ging durch meine Hand.“ Aber „als das alles geschehen und . . . aufs beste gelungen“ war, da war „aus einem ärmlichen Miethause voll Schmutz“ ein „schönes bequemes Familienhaus geworden mit beinahe herrschaftlichem Anstrich“.

Daß aus dem Ganzen „ein Stück Tirol“ wurde, wie es im „Literar. Selbstporträt“ heißt, das dankte Domanig nächst Gott in allererster Linie der klugen, gütigen und „starkmütigen“ Gattin, der immer weise und liebend Opferwilligen. In ihr ehrte und liebte er das höchste Gut seines Lebens; wie sehr, zeigen die folgenden Verse aus seinem zu Frau Irmgard's 50. Geburtstag (31. Juli 1911) verfaßten Gedichte nach dem Führich'schen Bildmotiv vom Gange Mariä über das Gebirge, da St. Josef auf den Spuren der Ebenedebiten die von Engeln gestreuten Rosen sammelt:

Frau Irmgard, so geschieht's auch mir:  
 Dieweil da heut nach altem Brauch  
 Die Kinder deinen Geburtstag preisen,  
 Kann ich mich dein nicht würdig heißen.  
 Tu mich nur in der Stille freuen  
 Des Lobes, das dir andre streuen,  
 Tu deine Ehren treulich sammeln,  
 Kann selber nur Worte des Dankes stammeln.  
 Denn freilich, was ich bin und hab,  
 Ist ein Geschenk von oben herab;  
 Doch des Himmels allerbeste Spende  
 Bist du! In deine gesegneten Hände  
 Ward mein Geschick gelegt; sie führten

Und hielten den Stürmenden; sie schürten  
 Die Flammen des Schönen in meiner Brust,  
 Erhielten mir die Schaffenslust,  
 Besorgt für Ruhe, Trost und Labe.  
 Ja, was ich vollbracht und geschaffen habe,  
 Was ich errungen und erlitten,  
 Was ich gesungen und gestritten,  
 Die Arbeit und mein bißchen Ruhm,  
 Liebe Frau, es ist dein Eigentum.  
 Just wie es auf dem Bilde da  
 Sanft Josef mit den Rosen geschah:  
 Dir war's vermeint, mir fiel es zu,  
 Mein Weib, mein Glück, mein Segen du!

Am schönsten war's, als noch den sämtlichen Kindern als „Kleinen“ vom Vater das „Krippel“ aufgebaut, von den Eltern der Christbaum angezündet wurde; als die zehnköpfige Schar noch mißsamt den Garten jubelnd durchstürmte; als sie alle noch abwechselnd auf Pappas Knien reiten mochten, wenn er aus den Amtsräumen zu goldener Feierstunde heimkehrte, „seine Kinder an sich nahm und mit ihnen Tiroler Deutsch redete“. Das Krönende war das „Hennenstündl“ in Vaters Stube. Maria, die Älteste hat es uns gelegentlich des 60. Geburtstages Domanigs und dann nach seinem Abscheiden in ihrem Jungmädchenblatt „Sonnenland“ beschrieben.

Glückliche Kinder, die eine solche Jugend genießen durften! Glückliche Eltern, die sie ihnen zu geben vermochten! – Auch sonst streuten Karl und Irmgard Domanig Segen um sich aus. Wer die Schwelle ihres Hauses überschritt, empfand ihn. Edelste Caritas wurde hier geübt, und edelste Gastfreundschaft: von jener Art, in der Gastgeber und Gäste sie selber bleiben

und zugleich gegenseitig Förderung gewinnen in Freud und Leid. Auch dieses kehrte unumgänglich im neuen Heim ein. Schon die ersten Jahre waren reich daran: 1895 starb Domanigs jüngste Schwester Paula, 1896 der „treueste und anhänglichste“ seiner Freunde, Dr. Ad. Bruder, 1897 sein „lieber Freund und Schwager Hans Mehler“. Aber das Herbst traf ihn 1895, als er von einer längeren Studienreise (das Oberstkämmereramt subventionierte ihm wiederholt solche) am 3. November aus Italien heimkehrte und sein geliebtes zweites Töchterchen, die neunjährige Klara, infolge eines Anfalles als Leiche fand. Man hatte ihn nicht mehr rechtzeitig benachrichtigen, ihn nur in etwa vorbereiten können. Er trug schwer an dem Verlust. Aber beide Gatten wußten den besten Trostweg: zu Gott und zueinander. — Zwölf Jahre später trug in vorgerückter Abendstunde ein öffentlich mit schönem Lorbeerfranze Ausgezeichneter diese Ehrenspende als Liebesgabe auf das — Grab seines Kindes.

Am Neujahrsabend 1895 aber hatte Domanig ins Tagebuch geschrieben. „Gott sei Dank für Freud und Leid und ihm die Ehre in allem.“ Tief ergriffen war er just damals von dem Briefworte eines Freundes: „Fast wie ein Priester Tirols willst du mir erscheinen!“ Er selbst fügte (im Tagebuch) hinzu: „Das zu lesen hat mir ordentlich heiß gemacht. Geb' Gott, daß ich mein Ziel erreiche und dem Lande ein Führer und Wohltäter werden könne!“

Er mußte jedoch seine Kräfte an zum Teil recht unwichtige Arbeiten setzen, von denen er einmal schreibt (10. III. 96): „Mir ist nur immer, wenn ich, wie in den letzten Wochen, so recht meine Arbeitstüchtigkeit verspüre, mir ist nur immer so

wesh um's Herz, daß ich die ganze Kraft in diese Zuckerbäckereien stecken muß, und niemand mir sagt: Du, backe Brot, das uns nötiger ist, Brot fürs Volk! . . . G. G. G. (Gott geb' Geduld).“ Doch wenige Tage darauf schon dieses: „Ein Lichtblick! ‚Der Abt von Fiecht‘ wird auf Anregung von Krogh-Tonning von einem protestantischen Theologen ins Norwegische übersetzt.“ Und unterm 31. Juli: „Zum heutigen Geburtstag meiner Irmgard konnte ich ihr die Hälfte des ‚Hofer‘ überreichen.“ Unterm 10. September: „Speckbacher‘ ist inzwischen in Schwaz aufgeführt worden. Rabalder berichtet mir heute: ‚Im Publikum herrschte große Begeisterung, nach jedem Akt brach ein ganzer Sturm der Anerkennung aus.‘ Gott sei Dank und den braven Leuten, die sich der Mühe dieser Aufführung unterzogen haben!“ Endlich der Tagebucheintrag vom Neujahrsabend 1896, der nichts als Dank, Dank, Dank atmet: „. . . Das Jahr 1896 ist mir ein besonders gesegnetes gewesen. Nicht daß die Hoffnungen, die lebhaften, mit denen ich in das Jahr eintrat, sich erfüllt hätten — keine einzige davon (!), aber in anderer Hinsicht ergoß sich die Fülle Segens über uns“ (folgt Aufzählung, darunter die des Triologie-Abschlusses: „Besser als ich erhoffen durfte und um vieles früher als ich geglaubt hätte“). — Das nennt man Christendank.

1897 im Februar wurde ihm eine freudige Genugtuung durch Müller-Guttenbrunn's Urteil über „Hofer“: „Welch ein Fortschritt gegen Straub!“ Und das Tagebuch fügt hinzu: „Er war begeistert.“ Ach er war so leicht zu ermutigen! Aber Östereich war kein Boden für dieses christlich-markige Talent. So verhängte sich der Himmel wieder immer von neuem, auch für

den Beamten, der raschere Förderung wünschen mußte und durfte. „Gestern war ich wieder einmal ganz gedrückt über meine Lage,“ heißt es einmal im Tagebuch, „so daß ich froh war, an einer Kirche vorbeizukommen, in die ich trat, um mich zu sammeln, in Ergebung zur Ruhe zu bringen.“ Nach einigen Unterredungen mit maßgebenden Persönlichkeiten aber schreibt er unter gleichem Datum: „Die Hoffnung ist wieder-gekehrt. Gott sei gedankt! Zum erstenmal seit langer Zeit zeigt sich wieder ein kleines, blaues Fleckchen im Gewölk!“ Dabei verlangte er, auch als Dichter, nie nach äußerer sog. Auszeichnung, sprach es sogar bei gegebener Gelegenheit mannhaft vor autoritativer Stelle aus: „Ein für allemal – ich wünsch keine Auszeichnung! Ich will nicht die Nachrede hören, daß mir mein Patriotismus, der in poetischen Arbeiten niedergelegt ist, belohnt worden sei, daß ich ihn fruktifiziert hätte.“

Woher ihm immer wieder Licht, Mut und Kraft kam, zeigt die unterm 26. November 1897 ins Tagebuch geklebte Notiz aus der Brigener Chronik: „(Das größte Glück.) Aus den eben erschienenen, von dem Sohne Tennysons herausgegebenen Memoiren erfahren wir, daß Tennyson ein Ideal von einer Frau bekam. Sie war nicht geistreich, nicht wichtig, nicht amüfant, nicht ehrgeizig; sie war nur eines: eine Frau, der das Glück ihres Mannes das Höchste war im Leben. Tennyson schickt keine Zeile in Druck, bevor nicht die Augen seiner Frau darauf geruht hatten, sie war sein erster Gedanke in jedem Leid, in jedem Glück. Mit dieser Frau kam alles Schöne dieser Welt in das Leben des Dichters.“ Domanig bemerkt dazu, daß „Frau Irmgard darüber große Freude hatte; sie darf sie (die Notiz) allerdings mit vollem Rechte auf sich beziehen,

die Gute; ja, als wenn alles das nur von ihr gesagt wäre, Gfd!“ (Gott sei Dank!)

Das neue Jahr 1898 brachte gleich zu Anfang die „erste Anerkennung“, die Domanig in Wien als Poet fand: für den „Tiroler Freiheitskampf“ einen Grillparzer-Ehrenpreis von 300 fl. Im Tagebuch aber ist zu lesen (Z. 1): „Auf der Bissobrücke brechen alte Wunden auf . . . wenn mir's die Wiener danken, wer hat je in Tirol für mich ein Wort des Dankes gehabt? . . . Vielleicht indes trägt diese Anerkennung etwas dazu bei, um endlich ein Theater zu erobern. Und — danke Gott für den Anfang . . .!“ Juni 1898 konnte er über eine sehr warme, ja glänzende Aufnahme seines Romans „Die Fremden“ berichten.

Sein treues österreichisch-patriotisches Herz bekundet sich am Kaisertage (2. Dezember 1898): „Nie hab' ich brünstiger das ‚Gott erhalte, Gott beschütze‘ mitgesungen als heute mit den Schulkindern; und wie viel warme Gebete werden heute für unsern Monarchen zum Himmel emporsteigen!“ Das Jahr 1898 hatte ihm seitens der Leo-Gesellschaft den hochwillkommenen Auftrag einer künstlerischen Ausgabe „Klassischer Andachtsbilder“ eingetragen. Viel Zeit, Kraft und auch sonst persönliche Opfer hat der treue Volks- und Kunstfreund an dies Unternehmen mit dem bezeichnenden Motto „Artem populo!“ gesetzt — es sei gleich an dieser Stelle wärmstens empfohlen!

So war er treu in allem, nicht zuletzt gegen die alten Freunde. Unterm 23. Januar 1900 schreibt er begeistert über A. Liebers „Hochlandsflänge“. Nach einer kleinen Ausstellung fährt er fort: „Aber sonst ist alles groß gedacht und wüchtig

ausgesprochen, gefeilt, durchdacht – ein wahrer Genuß, sich in diese Lieder zu vertiefen.“ Für ihn war's selbstverständlich, sich sofort als Rezensent für das Buch einzusetzen, – wann hätte je ein Domanig als „Freund“ versagt?

Im Jahre 1900 verlor er seine Mutter. Das Tagebuch berichtet: „Am 21. II. früh erhielt ich (ca. 9<sup>1/2</sup>) im Amte gleichzeitig 2 Telegramme: ‚Großmutter zum Sterben‘ und ‚Mutter verschieden.‘ Mitten im Trubel der Amtsarbeit. Ich fand nur Zeit, niederzuknien und ein Ave zu sprechen, dann hieß es weiter arbeiten: dringende Amtsarbeit, Besuch im Oberstkämmereramt, Vorbereitung zur Reise. Irmgard kam von Klosterneuburg, mich zu trösten. Abends 7<sup>1/2</sup> Uhr fuhren wir von Klosterneuburg weg. Mama mit dem kl. Anderl. Hatten gute Fahrt. Um 10 Uhr stand ich vor der schön aufgebahrten Leiche meiner Mutter. Sie war völlig unentstellt – nicht wie tot, nein, wie entschlafen nach dem harten, siegreich durchgekämpften Kampfe. ‚Wecket mich nicht!‘ Nicht die Bitterkeit des Schmerzes: der Trost des Glaubens, der christlichen Hoffnung überwog da in mir . . .“ Die Leiche wurde nach Sterzing überführt. Die Bestattung war am 24. Februar. Der Sohn schreibt: „Nie werd' ich vergessen das herrliche Schauspiel, das dieser Ehrenzug mir bot: ganz Sterzing gab ihr das Geleite. Während der Nacht war sie im Vaterhause aufgebahrt, wo sie 22 Jahre treulich gewalctet, dann trug man sie auf den Schultern hinaus zur Stadt, in der sie einst die angesehenste Bürgerfrau war, vorüber an den Häusern, in denen sie so manchen Armen unterstützt, so viele Leidende getröstet, zur altehrwürdigen Pfarrkirche hinab, wohin sie so oft gegangen, wohin sie ihre Kinder gehen gelehrt. O wie folgen die guten Werke

den Menschen nach! Und in diesen erhebenden Gefühlen genoß man den herrlichsten Wintermorgen — ein Schauspiel von bestrickendstem Reize, daß ich mich selber völlig vergaß und wie im Traume ankam an der Stelle, wo sie ruhen sollte von ihrem letzten Gange: an des Gatten Seite unter den Kindern, die ihr vorangegangen — o und die sie nun alle willkommen heißen im Jenseits. Ist es nicht doch etwas Schönes um den Tod des Christen? Die Vollendung seines Laufs, sein Ziel, sein Sieg . . .“ Dann unterm 21. März: „Möbel, Bilder, Briefe u. dgl., was uns von der lieben Nona zufällt, sind heute gekommen. Das war ein garkein trauriges Auspacken — nur lauter liebe, schöne Erinnerungen. Ich bin glücklich, die Erinnerungen der Familie so bewahren zu dürfen, denn unser ‚Familienzimmer‘ entspricht nun diesem Namen immer mehr.“

Unterm 3. April 1901 heißt es im Tagebuch gelegentlich seines 50. Geburtstages: „ . . . Und heute stehe ich hier — nicht zu hoch, nicht zu niedrig, ich denke, gerade recht so. Ich habe gesündigt viel und immer doch die Barmherzigkeit Gottes angerufen; bin ziellos ins Blinde gegangen und habe dennoch meinen Weg gefunden, denn ans letzte Ziel, ans gottgesetzte, hab' ich endlich gelangen wollen. Die Vorsehung führte mich, und ihrer Führung, die ich oft deutlich verspürte, hab' ich mich nicht widerseht. Sie wird auch weiter führen. Gebe Gott eines: daß ich Ihm zur Ehre noch recht viel und Dauerndes schaffen dürfe und in meinem Tode Zeugnis geben meines Glaubens an Ihn.“ — Im April vollendete er seinen „Grobianus“. In diesem Jahre begann er auch „ernstlich“ die Arbeit am Drama „Der Idealist“, wie er denn überhaupt, der unermüd-

lich Gründliche, Feilende, Verbessernde, Vorwärtsdrängende, keine freie Minute dichterischer Muße unbenützt verstreichen ließ. — Inzwischen verlobte sich seine letzte Schülerin: Erzherzogin Elisabeth. Köstlich ist der folgende Vorgang: Die Braut hatte ihre Verlobung dem Lehrer „eigens“ mitgeteilt. Nun kam er ihr persönlich gratulieren: „Die Erzherzogin empfing mich ganz offiziell, aber das Gespräch war sehr gemüthlich. Ich gab ihr als letzte Mahnung des Lehrers die mit, daß sie ihrem Manne gehorchen solle. Da machte sie ein verdutztes Gesicht, das sich erst wieder erhellte, als ich fortfuhr, nur so könne die Frau die ihr gebührende Herrschaft im Hause erlangen“ (Tagebuch). Er hat dann auch der jungen Gattin (Fürstin Windischgrätz) auf Wunsch eine Bibliothek zusammenstellen können.

1902 begann Domanig das Künstlerdrama „Die liebe Not“. Er selber wußte wie selten einer seinesgleichen, was es um die Not ist: im Amte, im Hause, im Leben, im Dichterberuf, — aber des Beiwortes „liebe“, als organisch zum Hauptbegriffe gehörend, hat er nie vergessen wollen. Dennoch setzte ihm all die mannigfache, herbe Erfahrung so hart zu, daß ihn im Februar eine schwere Krankheit befiel (Herzleiden mit Lungenblutung), die er nie mehr ganz verwand. Im Süden (Lussin piccolo, Gardasee, Bozen), unter der Pflege seiner geliebten Irmgard durfte er genesen. Aber zuvor hatte ihn die Sorge um seine Familie heiß bedrängt, doch „mehr noch als diese Sorge grämte ihn, daß er so wenig geleistet, so vieles unvollendet hinterlassen mußte“ (Tagebuch). Und am Neujahrsabend verzeichnet er „den großen Gewinn“, den ihm seine Krankheit gebracht habe: daß er nun „ernstlich an einen Abschluß seiner

literarischen Arbeiten, an die Vorbereitung einer Gesamtausgabe denke“.

Zehn Jahre waren ihm noch vergönnt, die friedlich gesichertsten seines Lebens. — August 1909 begann er den Familienstammbaum festzustellen, für den er seit „vielleicht 20 oder mehr Jahren Material gesammelt hatte“ — ein echter Tiroler auch darin. — Wo er einen solchen traf, zumal wenn's ein echter und rechter Künstler war, fühlte er sich beglückt. So schreibt er unterm 30. November: „Gestern bei Egger-Lienz. Sein Bild: diese Tiroler Arbeitsleute bei ihrem Herrgott auf der Wallfahrt — so einfach und groß, hat's mir ordentlich angetan. Egger nimmt die Arbeit Desreggers wieder auf, aber er geht mehr in die Tiefe. Arbeit und Gebet, damit ist das Leben des Tiroler Bauerntums erschöpft. . . . Egger ist mir als Mensch sehr sympathisch, als Künstler scheint er mir heute die Wiener alle zu überragen.“ Mit der Zeit traten die beiden einander freundschaftlich näher; zum 60. Geburtstag Domanigs hat der Maler das beste Bildnis des Dichters geschaffen: ein sinnender Kopf, dem man den sieghaften Kampf mit dem Leben ansieht. — Wie schrieb Domanig am Pfingstsonntag 1911? „Ich denke, ob ich es einem meiner Kinder wünschen sollte, sich in ein behagliches Nest zu setzen und voll der Ruhe das Leben genießen zu können? Nein! Weil es der Bestimmung, weil es der Natur des Menschen widerspricht, ohne Kampf durchs Leben zu gehen. Im Kampf“ (und doch war er im Grunde ein Friedfertiger!) „entfalten sich die Kräfte, im Kampf erschließt sich des Lebens Schöne, im Kampf ist Leben, Genugtuung, Hochgefühl — der Kampf selber ein Vorgeschmack des Lohnes, der seiner harret . . . Und so will ich

nicht trauern und verzagen, daß meinen Kindern vielleicht noch mehr als mir beschieden sein wird, den Kampf aufzunehmen. Möchte es mir nur gelingen, ihnen die nötige Bildung" (beide Eltern waren auch darin überaus sorgsam), „den Mut und die rechte Gesinnung zu geben. Dann — der sie ins Feld stellte, wird den Sold nicht schuldig bleiben.“

März 1906 hatte er die Freude, den „Idealist“ wiederholt im Privatkreise vor gewähltem Publikum mit starkem Erfolge aufgeführt zu sehen. — Im Herbst des Jahres nahm er teil an einer ihn hochbefriedigenden „Tiroler Pilgerfahrt“ ins Heilige Land, die er auch beschrieb. Februar 1907 erhielt er für seine Trilogie, deren zweite sorgfältig überarbeitete Auflage 1909 erschien, den ersten niederösterreichischen Landespreis von 100 fl. Herbst 1908 brachte er seinen ältesten Sohn nach Rom ins Germanicum. In Rom, wo er immer einen „Maßstab für das Große und Echte“ fand, arbeitete er an seinem kleinen Epos „Am Pulver und Blei“.

Am 25. Februar 1909 feierte das Ehepaar Domanig silberne Hochzeit. „Und da habe ich,“ heißt es im Tagebuch, „zum erstenmal in meinem Leben empfunden, daß ich den Leuten etwas gelte. . . Bei diesem Anlaß brachten die meisten christlichen Tiroler- und andere Zeitungen Feuilletons über mich und meine Arbeiten — da begann ein neuer Abschnitt in meinem Literatenleben.“ Mir schrieb er damals: „Sie sind es gewesen, die das Wagnis aufgebracht haben, der Welt zu sagen: Da ist einer, den man beachten sollte. Und das Wort, das Sie gesprochen, hat Widerhall gefunden. — So ist unser Familienfest für mich ein Tag von großer Bedeutung geworden. Geb' Gott, daß ich der Mission

treu folge, deren ich mir seit jenem Tage erst recht bewußt geworden bin! Geb' es Gott!"

Am 16. und 17. Mai 1909 wurde in der Volkshalle des Wiener Rathhauses durch den Verein „Deutsche Heimat“ das Schlußstück der Trilogie: „Andreas Hofer,“ aufgeführt. Der Dichter konnte infolge eines schweren Unfalles seiner Frau nur bei der Schülervorstellung zugegen sein. „War das das Opfer,“ heißt es im Tagebuch, „das ich für den kleinen Erfolg — denn einen solchen, und zwar nicht unbedeutenden, errang der Hofer — bringen sollte? . . . Wie Gott will!“ — Unterm 28. September 09 steht zu lesen: „Meine Gesundheit ist immer nicht die beste. Am Herzen fehlt's!“ Damals aber freute er sich über das eben erschienene Domanig-Büchlein „der E. M. Hamann.“ — Die Arterienverkalkung machte Fortschritte, und er dachte oft und öfter ans Ende. Unterm 16. November 09 finden sich tiefernste „Gedanken“ im Tagebuch eingeklebt über Wesen, Zweck und Ziel des Menschen. Ich führe nur den einen an: „Mit zwei Flügeln erhebt sich der Mensch von der Erde, wohin ihn die Erbsünde zieht: mit seinem guten Willen und mit der Gnade Gottes. Läßliche Sünde vermindert die Kraft des Willens, ebenso die Gnade. Du mußt dich retten, das ist deine letzte und höchste Aufgabe, und niemand kann sie für dich besorgen.“

Das Jahr 1909 hatte ihm den Anschluß an den bekannten Leiter des Innsbrucker „Tiroler Theaters,“ Direktor Egl, gebracht, der, wie Domanig mir schrieb, „ganz Feuer und Flamme für die Trilogie“ war und sie zur Zentenarfeier „während des ganzen Sommers (vor den 10.000 Fremden!) zur Aufführung bringen, dann damit reisen“ wollte. Es wurde wieder nichts

Rechtes daraus. Gxl brauchte eine starke Subvention, die ihm nicht voll und vor allem nicht rechtzeitig gewährt wurde; auch erkrankte er, und die Trilogie erlebte weder chronologische noch vollständige Aufführung, was die Wirkung selbstverständlich stark beeinträchtigte. Unter den zu Innsbruck gegebenen Hoserstücken aber ragte Domanig's Dichtung turmhoch hervor. Selbst die sonst gegnerische Presse besann sich zum großen Teil darauf, dies anzuerkennen. — Zu den Proben fuhr der Dichter im Sommerurlaub nach Tirol, wo ihm dann viel Freude erblühte, trotz aller Hemmnisse, die andere entmutigt hätten. Er selbst sah in solchen Vorkommnissen immer nur den Finger Gottes.

— Im Dezember veranstaltete die Innsbrucker „Austria“ einen Domanig-Festabend, der dem „Kinderschuh von Tirol“ 250 Kronen einbrachte. Der Gefeierte schrieb mir froh über diese „erste Ehrung“ in seinem Vaterlande — „etwa kommt's doch noch dazu, daß ich meinen Tirolern etwas sein kann.“

Ein Jahr später, am 11. September, abends, 1910, da er auf dem Katholikentage zu Innsbruck beim Kommerz der katholischen Studenten über „Monismus und Heimatschuh“ reden wollte, stellte sich das erste schwere Anzeichen zum — Letzten ein: unmittelbar ehe er die Rednerbühne bestieg, mußte er plötzlich Blut husten; dennoch sprach er, wie er mir schrieb, „durch  $\frac{3}{4}$  Stunden mit größter Kraftanstrengung“, worauf der Bluthusten sich wiederholte und „durch 36 Stunden währte“. Er verlor aber nicht den Mut, und seine Spannkraft behauptete sich abermals sieghaft: acht Tage später meldete er mir aus Belthurns die Fertigstellung der Neubearbeitung der „Fremden“. 1911 durfte er seinen 60. Geburtstag in erfreulicher Kraft und unter zahlreichen Treue- und Ehrenerweisungen

gen feiern. Was ihn am meisten erfreute: die Ehrenbürger-schaft seiner Vaterstadt, wurde schon erwähnt. „Und so viele liebe Zuschriften aus Tirol!“ Die Studentenschaft stellte sich ein; die befreundeten Literaten veröffentlichten Festschriften (Reichspost, All. Tirol. Anzeiger), viele österreichische und reichsdeutsche Zeitschriften brachten Festartikel, und Wien selbst sah einen Domanig-Festabend. Die deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft ernannte ihn zum Ehrenmitgliede; „allerlei vornehme und kleinere Leute“ brachten sich in Erinnerung. Last, not least: Der Erzherzog Thronfolger beglückwünschte den ehemaligen Lehrer ob seines „patriotischen, allgemein anerkannten Wirkens“.

Wie aber sagte der todfranke Hebbel? „Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ Auch Domanig sollte das erfahren. Einstweilen schaffte und schuf er noch immer, suchte und fand auch dazwischen Erholung. Als er mich im Mai 1911 besuchte, machte er in der strammen Haltung (die den Untersetzten an Wuchs größer erscheinen ließ, als er war), mit der frischen Gesichtsfarbe, dem lebhaften Blitzen der tiefblauen Augen, vor allem der unmittelbaren Frische der Rede noch den Eindruck fast robuster Kraft; doch wußte er selbst, daß das tückische Leiden ihm bereits am Lebensmarke zehrte. Mannhaft sah er dem Kommenden entgegen, und sein Wunsch ging bescheiden nur auf „ein paar Jahre Frist“ für die Seinen und nicht zuletzt für den harmonischen Abschluß und die zielsichere Zusammenfassung seines Gesamtwerkes. Schon unterm 9. April hatte er mir mitgeteilt: „Der Gedanke, meine Biographie zu schreiben“ (das „Literarische Selbstporträt“ war schon 1907 erschienen) „als Einleitung und Erklärung meiner einzelnen

Werke und meines Gesamtschaffens, setzt sich mehr und mehr fest. Wenn Gott Gesundheit gibt, dürfte es wohl dazu kommen. Ambitionen habe ich keine mehr; ich glaube vielmehr, daß meine Zeit, an die ich allerdings fest glaube, noch lange nicht kommen wird.“

Hoffentlich hat er sich in letzterem getäuscht, aber erleben sollte er jenes und dieses nicht mehr. September 1911 hatte er noch sein dreitägiges Bauernspiel „König Laurin“ vollendet; „in Belthurns, erst mit Überwindung,“ meldet das Tagebuch, „dann mit Lust und Befriedigung. . . . Das Ding ist etwas nüchtern noch, aber geschickt und voll starker Pointen — ich glaube auch, dramatisch wirksam“ (was sich glänzend bewahrheiten sollte). „Für das Hausgärtlein eine bedeutsame Bereicherung.“ Überarbeitet, geseilt wurde noch später daran. — November 1911 schickte ihn „der Spezialist“ nach Südtirol. Als es schlimmer mit ihm wurde, ging er ins Sanatorium Hocheppan und konnte gegen Ende Januar wieder heimkehren. Aber er durfte „nur auf drei Stunden ins Amt gehen“ und mußte sich sonst „ganz der Arbeit enthalten“. Am 3. März aber hatte er „seit 20. Dezember an König Laurin zum ersten Male wieder eine Kleinigkeit gearbeitet“. Unterm 5. April 1912 schreibt er: „Mein Befinden ist ja nicht schlechter, im Gegenteil, aber es geht furchtbar langsam aufwärts.“ Unterm 22. Mai: „Im Amte mach' ich meine Arbeit, aber es geht keinen Tag ohne Heße ab . . . . Ich werde ja aushalten.“ Mitte April fühlt er, daß es „aufwärts“ gehe bei „vier Stunden angestrenzter“ Amtstätigkeit. Im Juli führte ihn ein 14-tägiger „Extraurlaub“ wieder nach dem geliebten Tirol. Im September berichtet das Tagebuch von leidlichem Befinden

und Kraft zum Arbeiten: Mitte Oktober fuhr er, im „ordinären“ Urlaub, wieder in die Heimat, zur Erholung und zur Arbeit. Unterm 1. Januar 1913 heißt es im Tagebuch: „Mit Dank gegen Gott, der mir meine Gesundheit so ziemlich wiedergegeben und den Frieden und die Liebe in der Familie erhalten hat, beginne ich das neue Jahr — vielleicht ein Jahr der Unruhe, des Krieges. Aber was da kommen möge — ich halte einen Krieg für die Allgemeinheit nützlicher als das Anwachsen der Sümpfe, die sich um uns gesammelt haben — in manu domini sumus.“

Im Frühjahr 1913 erkrankte er heftig, mußte fünf Wochen liegen. An den Tröstungen der Kirche richtete er sich auf, verlor überhaupt nie den Mut. „Wenn's so fortgeht,“ notierte er am „Vorabend des Fronleichnam“, dem 21. Mai, „darf ich am nächsten Montag nach Tirol verreisen.“ Er sah seinen Wunsch erfüllt; am 13. Juni schrieb er mir aus Aushofen: „Ich bin mit mir zufrieden. Nur Atembeschwerden treten noch öfters auf.“ In Trizen besuchte er seine Tochter Maria mit der „Zweitältesten“, Irmgard, die er auf dem letzten Spaziergang, den der „schon Schwerkranke“ machte, zur kleinen Armeeseelenkapelle führte; „was ihn darin so anzog, war ein Hochrelief, die Schöpfung darstellend, eine neuere, ganz vorzügliche Arbeit. Und wie er sich daran begeistern konnte!“ Dann begab sich der Heilungsbedürftige ins Sanatorium Hoheppan, das er nicht mehr verlassen sollte, unter die ärztliche Obhut des bewährten und befreundeten Leiters Dr. Vilas. Irmgard Domanig, die Tochter, konnte es, trotz ihrer gebundenen Stellung als zweite Vorsteherin eines Wiener K. K. Töchterinstituts, wiederholt länger ermöglichen, dem kranken Vater ihre

(geschulte) Pflege zuteil werden zu lassen. Sie hat nach jener erschütterungsschweren Zeit deren einfache Schilderung niedergeschrieben, die im Abdruck vor mir liegt, nebst Briefen unter meiner Adresse von ihrer und der Mutter Hand sowie einer noch von Karl Domanig selbst an mich gerichteten Karte unterm 9. Oktober: „Ich habe seit 10 Tagen keinen Anfall mehr gehabt, und mein Befinden bessert sich jeden Tag, so daß ich wohl hoffen darf, in zwei Monaten gesund zu sein.“

Inzwischen hatte ein schwerer Atemkrampf gegen Mitte August für sein Leben fürchten lassen. „Er überstand ihn aber und noch viele folgende schwere Anfälle. Er selbst erwartete mutig den Tod,“ heroisch, standhaft und gottergeben wie der christliche Held, der er immer war. An die Seinen daheim hatte er damals für die Stunde des Abscheidens den letzten telegraphischen Gruß in Auftrag gegeben: „Gott behüt Euch alle, Mama und Kinder. Karl.“ Aber es gab noch Lichtblicke. Am 10. Oktober durften die zwei ältesten Söhne vor ihrer Abreise nach Rom und London zu ihm kommen. Dieser Abschied griff allzu tief ein in die Kraft des Leidenden. Er erkrankte schwer, und am 20. Oktober erfolgte eine Gehirnblutung mit „Lähmung der linken Seite“ und einer „bedeutenden Trübung des Sensoriums“ im Gefolge. Der letzte Besuch, der ihn auf sein eigenes dringendes Verlangen sehen durfte, war Egger-Lienz, dem er beim Abschied Grüße an „Frau, Kinderlen und jedes einzelne Ihrer Bildln“ mitgab. Am gleichen Tage wies er auch an mich „den letzten Brief“ an.

Der 10. November aber fand ihn noch einmal auf seiner geliebten Terrasse. Die damals aufgenommene letzte Photographie zeigt ihn eingehüllt in Decken und Kissen, das Käppi

auf dem ergrauten Haupt, die Zigarre in der Rechten, den ernst-freundlichen Blick geradeaus gerichtet; umgeben von den ihn liebevoll Betreuenden: der Tochter, dem berühmten Arzte und dessen gütiger Gattin sowie der Pflegerin; umfriedet auch von dem teuren heimatlichen Gelände, angefächelt dessen er einmal ausgerufen hatte: „Kann es ein schöneres Sterben geben als hier?“ Nein, er fürchtete nicht den Tod, den auch er als „letzten Freund“ erachtete. „Ich sterbe gern,“ sagte er in jener Zeit der jäh abfallenden Lebenskräfte, „und habe gar keine Angst davor. Ich habe den Herrgott mein Leben lang bekannt, möge er mich jetzt bekennen.“ Dennoch trat ihm bisweilen die Sorge um die Lieben auf die Lippen, auch die Trauer um Unvollendetes: „Wenn ich nochmals zum Arbeiten käme,“ bemerkte er einmal, „wie vieles wüßte ich mir zu tun!“ — Am 19. November führte er die Feder zum letztenmal, indem er in einem Akt der Dankbarkeit (für ihn sehr bezeichnend!) zur Namenstagsfeier der Pflegegeschwester mühsam und „fast unleserlich“ sein eigenes Gedicht „Trost“ („Wanderbüchlein“) unter dem Titel „Frühlingslied der hl. Elisabeth“ in ein Exemplar der „Nachfolge Christi“ schrieb.

Am 20. leitete ein verhängnisvoller Anfall das „rapid“ Nahende ein. Er hatte schwer zu leiden, die Gedanken verwirrten sich oft, um sich immer wieder zur Klarheit durchzuringen. Am 29. November und auch später noch, in der fast „letzten Woche seines Lebens“, glaubte er sich im kleinen Scheinfeld, im Pfarrhof, beschrieb „Verhältnisse, Haus und Angehörige ganz richtig“. In der peinigendsten Not des Altmens und der Schmerzen „betete er ununterbrochen“. . . Einmal sagte er in der größten Angst und Qual: „Mein Gott,

ich habe so viel Gutes im Leben gehabt, jetzt kann ich das wohl leicht ertragen!“ Am 7. Dezember „beichtete er noch wie alle Sonntage“, am 8. empfing er „mit klarem Bewußtsein“ die heilige Kommunion und „betete dabei selbst das Domine non sum dignus“. Den Tag über schlief er viel und sprach, wenn wachend, „fast unaufhörlich die Namen seiner zwei liebsten Menschen vor sich hin: Mama – Mutter.“

Die Nacht wurde unruhig; frühmorgens, 9. Dezember 1913, telegraphierte die Tochter an die Mutter, um sie zu rufen „und hoffte noch auf rechtzeitiges Eintreffen“ – umsonst. Gegen 9 Uhr ebte das Köcheln ab, der Kranke wurde „ganz ruhig“. Man hörte ihn Stoßgebete murmeln, er selbst tastete nach dem Sterbekreuz und küßte es. „Immer stiller wurde er – klar und weit waren die schönen blauen Augen geöffnet, langsam schlossen sie sich.“ In den Armen der Tochter verschied er „ganz still und ruhig wie ein Kind, das man einschläfert, ohne einen Tropfen Todeschweiß auf der Stirn“. Als die Gattin mit der ältesten Tochter und den drei jüngsten Kindern eintraf, sah sie den Unersehlichen aufgebahrt: „ohne jeden Leidenszug, mit rosiger Gesichtsfarbe, nicht eingefallen, ganz wie schlafend lag er da“. War es nicht Domanig selbst, der von der Schönheit des christlichen Todes gesprochen hatte? Nun bestätigte sich diese Wahrheit an ihm selbst – und sie erleichterte, erhob denen das Herz, die den Verlust seiner sichtbaren Gegenwart am herbsten empfinden mußten.

Seit länger war es Karl Domanigs großer, jedoch unerfüllbarer Wunsch gewesen, für die ganze Domanigfamilie, so recht zu deren ständiger inniger Zusammenschließung, einen Herrensitz in Tirol zu erwerben. Ein anderes heimlich Er-

sehntes wurde ihm jetzt zuteil durch die Liebe der Gattin, der er „stets sein Bestes gedankt“: er wurde eingebettet in den Heimatboden seiner Vaterstadt Sterzing. Ehe die teure Erde ihn aufnahm, lag er aufgebahrt im Vaterhause, „Bauern, Kinder, alles, ganz Sterzing kamen hinauf von früh morgens bis spät abends und beteten an seinem Sarg. So hat er sich's immer gewünscht, ohne daß er es zu hoffen wagte“. Für sie aber, die ihm dies letzte bereitete, lag unaussprechlicher Trost in dem Gedanken, „ihm nun den größten und liebsten Wunsch erfüllen“ und eben dadurch „ihre Liebe zum Ausdruck bringen zu können“. — Am 12. Dezember nachmittags fand die Bestattung statt, unter Ehrenbezeugungen, wie sie der Dichter vielleicht nie geträumt hatte. An der Pfarrkirche, in die Domanigsche Familiengruft wurde der Sarg eingesenkt; herzbewegende Klagegesänge und Nachrufe erklangen, — es schien, als hätte die Welt draußen plötzlich gewußt, was es um den Verlust dieses Mannes war.

„Nun ruht er in seiner geliebten, schönen Heimat, die Berge schauen auf ihn herab“ — und — horch! — weht es nicht in ihrem Hauch wie ein Gruß herüber? Dieser nämlich: Du gehörst zu uns wie zu dem ganzen Lande. Fest wie wir stand deine Treue, und fest wie deine Treue soll stehen das Angedenken dessen, was du schuffst und was du warst. Kinder und Kindeskinde werden deinen Namen und dein Wirken in stolzer Dankesfreude künden — besser, als Eltern und Voreltern es getan. — — —

Gilt es noch, die Linien des Persönlichkeitsbildes, das die vorstehenden Blätter dartun, konzentrierend zusammenzufassen? Ich erachte, nein. Dennoch sei ein Weniges gesagt:

Karl Domanig war als Mensch und als Dichter durchaus eine Verpersönlichung mannhafter, ritterlicherer Treue. Treu seinem Gott, seiner Kirche, seiner Heimat: dem engeren und weiteren Vaterlande; treu seinem Kaiser, seinem Volk, seinem Deutschtum, seinem Beruf; treu den Familientraditionen, den Seinen, den Freunden; treu vor allem sich selbst: den erwählten Grundsätzen und erworbenen Überzeugungen, der großen Weltanschauung, die er ringend sich zu eigen gemacht; treu nicht zuletzt den Anlagen, die ihm ins Leben mitgegeben wurden, vor allem dem Besten seiner Gesamtprägung: dem vergänglichen Ich im Ich. Und zwar war es eine Verpersönlichung *l e u c h t e n d e r* Treue, von einer *Leuchtkraft*, die sich nie verbergen konnte, weil der ganze Mann und Künstler, bewußt und unbewußt, sich selber in allem, was er war und tat, umsetzte und gab: in heiligender Ziel- und Zweck-sicherheit, weiten Blickes vorwärts schauend und strebend, ohne aufdringliche Ichbetonung, aber auch ohne jedwede Konzessionenmacherei, in echter Duldsamkeit jedoch gegen alles, was Mensch und Menschentum heißt, nicht aber gegen das Unterminierende, Zersetzende darin, dem er Kampf geschworen hatte bis zum letzten Atemzuge. Gott und die Ideale, die christlichen, bestimmen wir genauer: die *christkatholischen*, wie er sie als Kern, Quell und Ziel für sein tirolisches Volk forderte und für das österreichische, das deutsche ersehnte, standen ihm zu Häupten des eigenen Richtweges und wiesen ihm die Bahn durch Sturm und Wogendrang, durch Wüste und Dürre, durch lebenslange Enttäuschung, Verken-nung und Vereinsammung (des Künstlers). Mut und Gott-vertrauen ließen ihn nie, wie ihn die kindlichsonnige Hoffnung

nicht ließ auf ein künftiges Werden, noch die suchende und nachgehende Liebe zu allem Erhabenen und Schönen, zu Gerechtigkeit und Recht und zu dem Edlen in den Brüdern, denen er dienen wollte wie ein selbst- und gotterwählter Diener des Höchsten.

Daß Mensch und Dichter in Domanig eins sind, wird erkennbar auf den ersten Blick. Denn, wie schon bemerkt, der ganze Mann steht hinter seinem Werke. Und dieser Mann war voll Klarheit, Wahrhaftigkeit, Offenheit, Gläubigkeit, Tapferkeit, Kraft, Zielbewußtheit, Gewissenhaftigkeit, Geduld, Selbstbescheidung, ergreifender Dankbarkeit, Güte d. i. Weisheit der Liebe. — Wie er als Dichter, als Künstler zu nehmen ist, hat er uns selbst gesagt: „wohl zu allererst als Tiroler und tirolischer Volksmann“ („Liter. Selbstporträt“). Es ist einmal behauptet worden, daß in ihm „ganz Tirol“ zu finden sei; wir bestimmen genauer: das Beste, das Kernhafte von „ganz Tirol“. Da versteht es sich denn wohl von selbst, daß er als Mensch und Dichter ein Mann des einfachen Wortes war: des Wortes markiger, straffer Geschlossenheit — so sehr, daß Uneingeweihte zunächst bei ihm auf „Nüchternheit“ der Anschauung und Empfindung schließen dürften. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht; wer in den knappen Ausdrücken und Wendungen einen tatsächlichen Gefühls- und Schöpfungsreichtum erahnt; wer hinter dem angeschlagenen Ton den Akkord, hinter diesem die Melodie, hinter ihr die Grundmotive und die organische Einheit der Komposition zu erlauschen vermag; wem die wuchtigen Umrisse die Gestalten von Fleisch und Blut, zugleich ein lebensprühendes Geschehen offenbaren: der weiß, daß hier ein Vollcharakter und ein Voll-

künstler, ein echter, von Intellekt, Adel und Schöpferkraft durchleuchteter Höhenmensch aus seinem Unmittelbarsten zu ihm spricht, ihm Blicke eröffnend in ein Verheißungsland, dessen Segnungen zu verbreiten er selber bereit und berufen war. Freilich will er in seiner Fülle und Tiefe aufgeschlossen sein durch das Entgegenkommen des Lesers und Hörers, dem er dann selbst alsbald entgegenkommt mit reichem Lohne: mit Kunst- und Seelengaben, die mitsammen auf Ewigkeitsziele deuten und diese erreichen helfen.

Genau besehen, trägt Domanig die Merkmale christlich-nationalen Heldentums; ihn durchsonnte auch der tiefgründige, gehaltene Humor, der jenem zu eignen pflegt. Deutsch war er durch und durch, vor allem — was schließlich Wesensgleiches bedeutet — durch und durch tirolisch. Ob je einer sein Heimatvolk und -land glühender geliebt hat als er? Glühend, aber nicht blind.

Besser hat niemand erkannt als er, was es — ich führe seine eigenen Worte an — um die „providentielle Mission“ dieses Landes und Volkes ist, „eine Mission, welche jeder einzelne zu erfüllen hat an den vielen, die aus aller Herren Länder jeden Sommer das Land durchfluten, zahlreicher als die Heere Lesebrevés, und sie machen Bekanntschaft nicht mit dem Stützen der Tiroler, aber mit dem Charakter, den Gesinnungen, dem ganzen Wesen des Volkes. Und nun ist es für so viele das erstemal, daß sie ein katholisches Volk kennen lernen. Sie sind begierig darauf; die meisten unter den andersgläubigen Fremden haben unsere Religion bisher nur vom Hörensagen und nach Zerrbildern gekannt; tausend Vorurteile bringen sie ihr entgegen. Aber nun sind sie in Tirol, mitten in einem grund-

katholischen Volke; da sehen sie es mit Augen und können sich dem nicht verschließen: Das ist ein gesundes, tüchtiges Volk, voll schöner Talente, voll guter Eigenschaften des Herzens, ein wahrhaft adelliges Volk. Und alle Zustände geordnet; die Felder, die Häuser und Kirchen geben Zeugnis, wohl nicht überall von großem Wohlstande, aber überall von der Arbeitsamkeit und der idealen Gesinnung, von der hohen Kultur dieser Menschen! Und dann kommen sie nach Hause, Zehntausende von Fremden, mit anderen Vorstellungen über unsere Religion, als sie hierher gebracht haben: sie haben Tirol und in Tirol ein katholisches Volk, sie haben den Katholizismus selber kennen gelernt“ (s. „Die Fremden“).

Dieser kulturellen Weltmission der Heimat hat Domanig – im letzten Grunde – sein Gesamtschaffen unterstellt, dessen Motto lautete: „In Treue fest und unverwandt für Gott und Fürst und Vaterland!“ Und eben darum ist seine – wie erwähnt – wesentlich tirolische, zugleich kerndeutsche Heimatdichtung so vorbildlich, so hochwichtig anregend für alle Gaue, in denen „die deutsche Zunge klingt“, ja, durch Übermittlung, für jegliches Volk, das sich auf sich selbst zu besinnen vermag. Denn echte Heimatkunst weckt unfehlbar alles ihr Wesensähnliche, wo immer sie auf dieses stößt. Eben deshalb (wie ich schon in meinem Domanig-Büchlein sagte) greift die Mission gerade solcher Dichtung so tief und so weit: bis in den verborgensten Herzwinkel, bis an den fernsten Zonengrad, weil sie das Wahre, das Beste, das Unvergängliche in uns unmittelbar anfaßt, durchdringt, entwickelt.

Nun sollte es heißen, Domanigs dichterisches Lebenswerk darzustellen. Schwer genug fällt es mir, just hier Entfagung

üben zu müssen, aber meine Aufgabe ist bereits erfüllt. Um jedoch dem nach Zusammenschluß verlangenden Literaturhistoriker und Freunde in mir wenigstens etwas genug zu tun, sei noch ein Gesamtbild des poetischen Schaffens Domanigs gegeben, sonst aber zu näherem Eindringen auf A. Dörrers „Ergänzungsband“ (VI. Band) hingewiesen.

An Dichtungen in Buchform erschienen:

1885 – 1897 die dramatische Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf“ mit den drei Hauptteilen „Speckbacher, der Mann von Rinn“, „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall“, „Andreas Hofer, der Sandwirt“, dem Vorspiel „Braut des Vaterlandes“ und dem Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal“.

1889 Das Schauspiel „Der Gutsverkauf“.

1890 Die poetische Erzählung „Der Abt von Fiecht“.

1893 „Kleine Erzählungen“.

1898 Der Roman „Die Fremden“.

1901 Das Schauspiel „Der Idealist“.

1906 Die Gedichtsammlung „Wanderbüchlein“.

1907 Das Schauspiel „Die liebe Not“.

1908 Das Volksbuch „Hausgärtlein“.

1909 Die epische Dichtung „Am Pulver und Blei“.

1911 Das poetische Vermittlungsbüchlein „Zum Frieden“.

Die meisten dieser Werke sind wiederholt, und dann immer nach erneuter sorgfältigster Durcharbeitung seitens des Autors, aufgelegt, einige von ihnen fremdsprachlich (ins Englische, Norwegische, Tschechische) übertragen worden.

An dieser Stelle können also nur ein paar Streiflichter hinsichtlich der Einzeldichtungen aufgesetzt werden. – Da ist zu-

nächst das „Wanderbüchlein“, das lyrische Ausweis- und Bekenntnisbuch eines ganzen reichen, in die Tiefe gehenden Menschenlebens – auf einem etwas mehr als halben Hundert Druckseiten! Wo findet man sonst eine Selbstbescheidung wie diese? Eine Selbstbescheidung aber inmitten einer machtvoll zurückgehaltenen Empfindungs- und Gedankenwelt, aus welcher der Verfasser nur einzelne klare Töne zu uns herüberklingen läßt. Für den mit der Intuition des Herzens Hinhorchenden verbinden sie sich zu einer ergreifenden Symphonie, die auf eine Fülle erschlossener, aber nicht übermittelter Harmonie deutet.

Da sind ferner die Erzählbücher in Prosa: a) Die Sammlung „Kleine Erzählungen“, Kabinettstücke eines tiefschürfenden Idealrealismus, der sich in das Gewand vollendeter künstlerischer Konzentration und Schlichtheit hüllt. Das Ganze und jedes einzelne berichtet von einfachen tirolischen Menschen, über deren ihnen selbst fast verborgenes Seelenleben, dessen Schleier des Dichters Hand ehrfürchtig hebt. Der Gewinn ist ein ungeahnt großer für jeden, der lauterer Volkstum in seinen letzten Gründen, in seinen Wurzelfäden zu verfolgen vermag und liebt; b) der Roman „Die Fremden“, eine beabsichtigte, aus Kraft- und zielsicherem vaterländischen Gemeinsinn mit künstlerischen Mitteln herausgearbeitete Tendenzdichtung, deren Vorwurf die maßvolle Bekämpfung des Fremdenunwesens bildet. Zweifellos wiegt das Buch als patriotische Tat schwerer denn als literarische Leistung, wie achtungswert diese sich immer gibt; c) das „Hausgärtlein“, ein urechtes, tirolischtypisches Volksbuch, in dem ungebundene und gebundene Rede sich reizvoll

mischt. Es ist aus vielen Einzelstücken Domanigscher Autorschaft stofflich und formal abwechslungsreich, thematisch einheitlich, und zwar organisch, aufgebaut. Volkstum in seinen verschiedenen Bekundungen bildet das Thema, Volkstümlichkeit in künstlerischer Beherrschung den Ausdruck dieser Darstellung, in die nach wohlertwogener Absicht des Verfassers auch leise das Anekdotenhafte hereinspielt.

Da sind zudem die zwei längeren epischen Dichtungen: der vor der Kritik zu hohen Ehren gelangte psychologisch zarte, darstellerisch kraftvolle, technischfein geschliffene „A b t v o n F i e h t“, stofflich geschickt verschmolzen aus Geschichte und Klostertradition, und das kleine Prachtstück „U m P u l v e r u n d B l e i“, eine historisch-psychologisch orientierende und motivierende Einführung zum großen Dramenzyklus mit der Widerspiegelung tirolischen Helbentums in seinen Ursprüngen. Alles ist vollbegründete und vollberechtigte Wirkung in dieser von Wucht und Klarheit getragenen Epopöe, die jedes Wort an seiner Stelle hat und bei entsprechendem mündlichen Vortrage dramatisch zünden muß.

Da sind des weiteren die drei sozialen Bühnenstücke, Volksdramen im gehobenen Sinne: 1. „Der Gutsverkauf“, eine Dichtung von der Heimat, der Scholle und des Herzens. Lautere, ringende Liebe zum angestammten Erbgut, der leichtsinnige Gleichgültigkeit und schnöde Habsucht gegenüberstehen, die schwere Bedrohung der äußeren wie der inneren Heimat und die glückliche Überwindung aller einschlägigen Gefahren geben Vortwurf, Stoff und Handlung; 2. „Der Idealist“, eine Dichtung von der Heimat, der Kunst und des Herzens. Dieses Lieblingswerk Domanigs spiegelt das ganze heutige

Theaterelend wider, stellt glänzend humorvoll, auch satirisch die falsche „moderne“ Bühnenkunst der echten, bleibenden gegenüber; 3. „Die liebe Not“, eine Dichtung von der Heimat des Künstlers und des Herzens, zugleich ein bemerkenswertes Stück Selbstbiographie. Der Ton liegt auf dem Beiwort: „lieb“, weil die recht erfasste und ertragene Not läutert, befreit, hebt, weil sie zum seelischen Heimfrieden emporträgt.

Da ist endlich Domanigs eigentliches Lebenswerk: „Der Tiroler Freiheitskampf.“ Das Vorspiel veranschaulicht die Motive, das erste Drama die Entstehung, das zweite den Höhepunkt, das dritte das Ende, das Nachspiel, die bleibende weltgeschichtliche Bedeutung der großen Bewegung. Markige Geschlossenheit überall, und eine nun von Ergriffenheit, nun vom Humor, immer von künstlerischem Takt vorgeschriebene Zurückhaltung. Kern und Mittelpunkt: Wahrhaftigkeit, Geschichts- und Lebenstreue, getaucht in dichterische Intuition, in künstlerische Gewissenhaftigkeit. Nichts beschönigt, weder Volks- noch Einzelcharakter idealisiert. Alles Menschliche, auch das Irren und Sündigen bei Freund und Feind, ins rechte Licht gestellt. Und dennoch für den objektiven Leser oder Zuschauer das derartigen Bühnendichtungen gegenüber eine Notwendige gerettet: die innerste Anteilnahme, die staunende, flammende, mitreißende Begeisterung. Schon Alfred Freiherr von Berger urteilte entschlossen: „Dieser Dramenzyklus hat sich bei mir glänzend bewährt. Ich habe im Laufe der Jahre mehrere Male alle Dramen gelesen mit Erhebung und Erschütterung. Namentlich den Sandwirt. Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unse-

rer todfranken Bühne keine Erfolge zu erzwingen sind, so ist dies ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit.“

Er verwies auf die Zukunft als die Zeit Domanigs; Domanig selber tat dies auch in edelfolzer Ergebung. „Klagen,“ hat er einmal gesagt, „macht eine schlechte Figur; was ein echter Mann und ein echter Dichter ist, wird sich durchsetzen. Das hoffe ich auch für meine Werke.“ Das aufsteigende bittere Gefühl, daß dies erst nach seinem Tode geschehen solle, wußte er „unter die Füße zu bringen“. So schrieb er seine „Verlassenschaft“ (Wanderbüchlein) mit dem bündigen Frage- und Antwortspiel des Anfangs- und Schlußverses: „Und was an Gütern hinterläßt du? Sag! . . . Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag.“

Auch ich glaube an „seine“ Zeit, die kommende, nach der wir zu Ungezählten sehnsüchtig ausschauen und die wir vorbereiten helfen möchten, wie er es tat, Domanig, „von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit allen Kräften“: die Zeit der allgemeinen Gesundung, der vertiefenden Vereinfachung, der stählenden Vereinheitlichung, die Zeit des edleren Menschentums. Möge sie denn aufgehen, bald, — das Gesamtwerk dessen, der an sie glaubte wie an sich selbst, wird sie anbahnen helfen.



Gedichte



## M e n s c h e n l o b.

„Das heißt eine große Tat getan,“  
 Belobten mich die Leute,  
 Die aber nur das Außen sah'n  
 Und immer nur das Heute.

Was heißt die große Tat getan?  
 Es dräut der Feind im Rücken,  
 Rechts, links, ich kann auch nicht voran,  
 Gebrochen sind die Brücken;

Heißt das die große Tat getan,  
 Den Sprung ins Wasser wagen?  
 Seht, seht die Dinge anders an  
 Und helfft mir klagen!

\*

## K i n d e s A u g e.

Nun weile noch: Und laß mich schauen  
 Dein Auge mild!  
 In seinem Sterne seh' ich glänzen  
 Mein eigen Bild.

In seinem Sterne seh' ich's glänzen  
 So klar und rein —  
 Ach, deiner Unschuld, deines Friedens  
 Der Widerschein!

## V o r d e r K r i p p e .

Ich dächte mich ein König,  
Die weite Welt mein Reich,  
An Glücke stunden wenig',  
An Stolz mir keiner gleich.

Doch mehr schien mir verheißen  
In eines Sternes Bahn,  
Drum schloß ich mich den Weisen  
Des Morgenlandes an.

Und Herr, all mein Genießen,  
Freiheit und Lieb' und Ruhm,  
Es liegt zu deinen Füßen  
Mein ganzes Königtum!

\*

## S e g e n .

Mich überkam es still und mild  
Als wie ein Frühlingsregen,  
Und siebenfarbig, Bild an Bild,  
Sah' ich den Gottesseggen.

O tu dich auf, liebe Seele mein,  
Und laß den Himmel tauen!  
Nun dürfen alle Engeln  
In deinen Frieden schauen

## L i e b e.

Ein Maßstab ist, der Liebe Macht  
 Und Wert zu messen:  
 Wie weit du es durch sie gebracht  
 Im Selbstvergessen.

★

## M e i n T a l i s m a n.

Schön warst du, wie's die Bilder sagen —  
 Was gilt uns das Gewesensein?  
 Hast den Rubin am Hals getragen,  
 Der funkelte, doch war es Stein.

In Kisten haben sie und Wagen  
 Die reiche Gist ins Haus gebracht,  
 Doch sieh, wonach die Menschen jagen,  
 Mich hat es glücklich nicht gemacht.

Was ich geschächt, was nicht verblühte,  
 Der Talisman in meinem Schmerz,  
 Der in den Stürmen höher glühte —  
 Mein Weib, mein Lieb, es ist dein Herz!

★

## Allerseelen.

Traulich friedsam in der warmen  
 Stube saßen wir beisammen,  
 Als die Glocke klang vom Thor.  
 Wer das sein mag in der späten  
 Abendstunde? . . . Nun, Maria?

„Ach, ein armes Wanderbüschlein,  
 Halb erfroren und verhungert,  
 Kann sich kaum noch aufrecht halten!...  
 Vater, jekt zu Allerseelen  
 Wolltest du Almosen geben,  
 Gib es diesem ärmsten Menschen!“

Also bring ihn! — Und sie brachte  
 Ihren Schükling. Wohl, da fehlt es!  
 Rock und Hut und Schuh zerschliffen  
 Und den Hunger im Gesichte!  
 „Darf ich eine Suppe bringen?“  
 Tu es Kind! — „Und darf ich,“ flüstert  
 Ihre Schwester, „gest ich darf ihm  
 Meinen Kuchen geben?“ — Und die  
 Suben wollen auch nun jeder,  
 Dieser ein Paar Schuhe, jener  
 Ihm sein Werktagröcklein schenken,  
 Jeder etwas. — Amen, Amen,  
 Weil denn heute Allerseelen!

Als ich d'rauf nach kurzer Weile  
 Wieder in die Stube eintrat,  
 War der Bettler nicht zu kennen:  
 Ausstaffieret wie ein Herrlein,  
 Bester Laune, vollgeessen,  
 Daß es jetzt ihn anzuschauen  
 Eine rechte Freude war.  
 Und die Kinder klatschten jubelnd:  
 „Väterchen, jetzt sieh das Bublein,  
 Jetzt sieh unsern jungen Freund an!“

Sinnend sah ich's. Wenn ich selber  
 Als ein Bettler, so voll Hunger;  
 Angetan mit wenig Lumpen,  
 Ach, im Staub und Schmutz der Straße,  
 Herr, vor deinem Thron erscheine:  
 Ob mir helfend dann nicht eben  
 So zu statten meiner Kinder  
 Fürsprach kommen wird und ihres  
 Mitleids frommer Opferwille?  
 Denn wohl wirst, o Vater unser,  
 Du es halten wie ein Vater . . .



Marco



---

Wir haben doch den Hochzeitstag nie schöner  
Gefeiert — wie? — als damals in Lussin?)  
Wo sie daheim noch tief im Winter staken,  
Ergingen wir uns in der Frühlingssonne  
Und trafen Veilschen auf dem Weg nach Giunski  
Und speisten dort — zu Fastnacht war's — im Freien.  
Und dann der Heimweg! Und die Rahnfahrt von  
Kovánica die stille Bucht entlang,  
Die wie ein Ohr geformt zum Meere hinhorcht!  
Kein leises Lüftchen, spiegelglatt die Wasser!  
Und unser Schiffer — weist du noch? — der Marco!

Voll sechzig Jahre zählt' der Mann, der noch  
Kein graues Haar im blonden Schnurrbart, ja  
Kein Fältchen, glaub' ich, um die Augen hatte!  
Er war denn wohl von gutem Holz; die Mutter,  
Von der er uns des Tags zuvor erzählt,  
Führt' ihm mit neunzig Jahren noch die Wirtschaft!

Marco, was macht die brave Frau? frug ich.  
„D immer rüstig, Herr! Treppauf, treppab,  
Und isst und trinkt!“ (Das sprach er so, indes  
Er rudern nun sich vor-, nun rückwärts bog.)

---

1) Eine der Quarnerischen Inseln, bekannt als Winterkurort.

„Nur daß sie sich den Wein verdirbt mit Wässern.  
 Und mir, mir, will sie's auch noch lernen: Marco,  
 Den Wein nicht ledig trinken! Nimm doch Wasser!  
 Ja, sag' ich dann, und nehm' die Wasserflasche,  
 Tu' so, als ob's mir Ernst . . . Da meint' sie lekt'hin:  
 „Ich weiß nicht, wie du's treibst: der Wein ist gar,  
 Das Wasser nur zur Hälff', und die brauch' ich! . . .  
 Eh, sagt' ich, 's ist ein Segen auf dem Wasser!“

Ja, wart, wir werden's auch noch lernen, Marco!  
 Den Wein zu wässern ist des Alters Art! —  
 „Davon die Jugend profitiert, wahr ist's!“ . . .

Er schwieg. — Ihr habt nicht Weib und Kind? „Nein,  
 Herr!“

Ich plätscherte zeitlebens auf dem Wasser.  
 Kam ich schon heim, so war die Mutter da,  
 Die besser für mich sorgt' als eine andre.  
 Und jetzt — an eine Fremde möcht' die Alte  
 Sich nicht gewöhnen mehr . . . Auch recht, 's ist gut so!“

Den Marco muß' man sehen, wie er sprach!  
 Wenn ich die Reden dir verdeutschte, hattest  
 Du halb sie schon erfasst aus seinen Mienen. —  
 Wie wir uns damals glücklich fühlten, beide!  
 Genesend ich, dem Leben neu gewonnen,  
 Und du einmal entrückt den Alltagsmühen.

Da wir zu Schiff gestiegen, wob der Abend  
 Lichtblaue Dünste um die Bucht vor uns,  
 Und von der Stadt, die aus der Ferne nur  
 Gleich einem weißen, vielgespalt'nen Fels  
 Sich abhob, nicht ein Ton. Doch wo der Hafen  
 Sich mit dem Meer verbindet, gab's ein Rauschen,  
 Deutlich verspürten wir der Brandung Rückschlag;  
 Die Barke schaukelte, geängstigt schmiegtest  
 Du dich an mich. „Signora soll nicht fürchten!“  
 Getröstete der Fährmann.

Marco, sagt' ich

Und wies hinaus, wo lezte Abendgluten  
 Den Ozean umsäumten, Marco, fast  
 Euch Sehnsucht nie mehr nach dem Wasser dort?  
 „Ha, ob ich . . . ? Das ist so, das will ich Euch  
 Erzählen, Herr! Das Meer ist meine Liebe  
 Von Jugend auf; als kleiner Junge dacht' ich  
 An nichts als an das Meer. Die Mutter sucht' mir —  
 Ich war ihr Einz'ger — eine gute Braut<sup>1)</sup>.  
 Sie sagt's nicht grad heraus, weil sie doch wußte,  
 Wo mir der Sinn stand; doch ich kannte sie. . .

Seht nun, das war ein Abend so wie heut'.  
 Da fuhren wir zwei, Mütterchen und ich,  
 Hier an der Bocca verra; draußen lärmt'  
 Just so wie heut' das Meer. Da meinte sie:

1) Es ist in jenen Gegenden Sache der Mutter, dem Sohne eine Braut zu suchen.

„Wie gut, o Sohn, fährt sich's im sichern Hafen! . . .  
 Ich aber schwieg; denn seht, zur selben Stunde  
 Schoß mir's zu Kopf und stand mir fest wie nie:  
 Ich will hinaus, ich muß hinaus ins Weite! . . .  
 Ich schwieg; sie sah mich an und schwieg — und weinte.

Zulezt geschah mein Wille. Achtzehnjährig  
 Ging damals ich zu Schiff; und nicht sechs Wochen  
 Im Jahr hab' ich nachher daheim verbracht.  
 War immer weg: in Spanien, England, Rußland  
 (Im Schwarzen Meer), als Kapitän dann in  
 Dalmatien — ah, wie oft in Not und Nebel! . . .

Ich hab' das Meer erfahren, Herr! Ich sah's  
 In seiner Herrlichkeit und seinen Schrecken.  
 Vor Liverpool ertranken acht von uns  
 (Wir waren vierzehn); mit zerschund'nem Leib,  
 Naht, halb erfroren, bracht' man damals mich  
 Ins Hospital. (Ihr könnt's in der Madonna  
 Annunciata<sup>1)</sup> lesen auf der Tafel.)

Dann ging's von neuem auf ein andres Schiff.  
 Ich konnt's nicht lassen mehr; zu eng und ängstlich  
 War's mir am Land. Noch heute fast's mich oft,  
 Wie Heimweh fast's mich nach des Meeres Weite . . .  
 Doch jetzt ist's aus, jetzt bleib' ich schon daheim!

<sup>1)</sup> Bekanntes, mit vielen Votivtafeln der Schiffer geschmücktes Wallfahrtskirchlein an der Bucht von Cigale.

Ich will's Euch sagen, Herr, wie das so kam!  
 Nun bald zwei Jahre sind's; wir kehrten von  
 Korfu zurück, ich froh, nur ein paar Tage  
 Zu rasten — doch da gab es bösen Willkomm!  
 Mein ganzes Geld dahin! Ein Vetter war's,  
 Der mich betrog — der Räuber! Straf' ihn Gott!

Zwölftausend Gulden, denkt! All mein Erspartes!  
 Nicht einen Kreuzer hab' ich retten können!  
 Ein Bettler war ich! . . . Eh, und wißt Ihr, was  
 Die Alte da getan? ,Gott sei gelobt!  
 Sagt' sie; ,Marco, mein Sohn!' und weint' mit mir,  
 ,Marco, mein Kind, das hat der Herr gewollt!

Dann ging sie fort und kam und bracht' ein Büchlein:  
 — Ihr Selbsterspartes! . . . Ho, wie ging das zu?  
 Ja, Mutter, wie? . . . O, was das Öl getragen,  
 Tat sie beiseit', und was ich ihr zu eignem  
 Bedarf, so oft ich immer kam, zurückließ,  
 Legt' sie beiseit' — für mich! In vierzig Jahren,  
 Bedenkt, das macht schon was! Es reicht uns heut,  
 Uns beiden reicht's, da ich ja noch verdiene.

Da, Herr, da hab' ich vor mir selber mich  
 Geschämt! Bald sechzig Jahre, sagt' ich mir,  
 Hat sie, die Mutter, nun für dich gesorgt:  
 Wann willst du's ihr vergelten, Marco, wann? . . .  
 Ich geh' nicht mehr von ihr, sie hat's verdient.

Gebt acht, jezt locht sie schon für mich zu Abend  
 Und lugt zum Fenster aus, ob ich nicht komme.  
 Wir leben glücklich, Herr! Erhalt' sie Gott!"

Nie sah ich herrlicher den Sternenhimmel  
 Wie damals, als wir an die Riva kamen:  
 Aus hundert Bildern, Myriaden Funken  
 Fühlt' sich das Wehen der Unendlichkeit,  
 Und strahlender aus allen der Polarstern  
 Hoch überm Eiland, das die Schatten jezt  
 Der Nacht umflossen, jener Süblandsnacht. . .

Der Schwegelpfeifer von Spinges



Zu Ende März des Jahres 1797, als die Franzosen in Südtirol eingebrochen und die wenigen österreichischen Truppen, die im Lande standen, ganz unvermögend waren, ihrem Vordringen Halt zu gebieten, als es den Anschein hatte, daß Tirol unrettbar verloren sei, da in letzter Stunde wurde der Landsturm aufgeboden und dem Oberkommando des wackeren Innsbrucker Patrioten Dr. Philipp von Wörndle unterstellt.

Am 30. März waren die Ober- und Unterinntaler Stürmer in Schönberg versammelt, um sich hier mit den Stubaiern zu vereinigen und den Marsch über den Brenner anzutreten. Vor dem Posthause wurde Musterung gehalten, noch früh am Tag. Die Leute standen in Kompanien geordnet unter ihren selbstgewählten Führern, die Feldwebel verlasen die Standeslisten und verzeichneten die Bewaffnung eines jeden, die nöthigenfalls, soweit der Vorrat reichte, ergänzt wurde. Einzelne Schützen umstanden die Feuer, die man gegen die Morgenkühle angemacht, wenige sprachen dem Weine zu, den der Postmeister gespendet hatte.

Abseits vom Heerhaufen, an der rückwärts gelegenen Scheune, saßen auf einem Holzmeißel der Trommler und der Schwegelpfeifer von der Stubai-er Kompanie. Sie hatten in aller Heimlichkeit ein altes Marschlied

einprobiert und waren befriedigt von ihrem Zusammenspiel; das klappte, als ob sie längst aneinander gewöhnt wären, und sie trafen sich doch zum ersten Male.

„Du,“ sagte der Trommler, ein ältliches, verwachsenes Männlein, „das Schwegeln hast du gelernt, das kannst du!“

Der Schwegler errötete, er war ein Bub von fünfzehn Jahren. „Wie heißt man dich eigentlich und wie kommst du zu uns?“ forschte der Alte.

„Hannes heiß’ ich; mein Vater ist mit eurem Hauptmann in die Schul’ gegangen.“

„Ah so! . . . Und wo bist her?“

„Von der Ehrwalder Schanze.“

„Ja, warum bist nachher nicht bei den Ehrwaldern?“

„Die haben schon einen Schwegler. Und zu einem Schützen wär’ ich noch zu jung.“

„Jung bist, mit einem Stutzen wirfst ja nichts anfangen können.“

„Oha, ich treff’ gut! Kein’ Geier fehl’ ich.“

„Ah, wir können dich schon so auch brauchen . . . . Aber wie hast eigentlich ’s Schwegeln so erlernt?“

„Vom alten Belgrader.“ — Und der Bub erzählt: Draußen in der Ehrwalder Schanze ist sein Vater Zollwächter, und der alte Kordonist, den sie, weil er noch gegen die Türken gekämpft, den Belgrader heißen, hat ihm die Kriegslieder auf der Schwegel beigebracht. Auch anderes: Exerzieren, Schanzen bauen und Steinla-

winen errichten. Und die Brüder des Hannes, die noch jünger sind als er, haben da immer mitgetan, und wenn alles vorbereitet war, hat gar der Vater selber kommandiert. Und der wär' auch gern mitgezogen, er hat nur den Dienst nicht verlassen können. Aber der alte Selgrader hat's durchgeseht, daß er, der Hannes, gehen durfte. „Die Mutter hat's ja nicht gern g'sehen und alleweil g'rert . . . . So viel gut ist sie, die Mutter.“ . . . Und des Sübleins Augen suchten wehmütig und träumerisch die Gegend, wo Ehrwald liegt.

Der Trommler schien das Heimweh zu kennen: „Selt ja,“ sagte er, „ist halt doch alm am feinsten daheim.“

„D, ich hab's wohl soviel gut daheim,“ fuhr der Schwegler fort, „alle Tag Mus in der Früh, und wenn ich heimkomm' vom Geißhüten auf die Nacht, ein' Kiebler oder Knödel . . . . Die Mutter ist soviel fein. Die S'schwistert' auch“ . . .

Des Buben Stimme zitterte.

„Aber sonst ist die Ehrwalder Schanz' doch ein recht's Loch,“ meinte der Trommler mehr nur in der Absicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; da fiel ihm aber der Schwegler schier zornig ins Wort: „Loch nit, na! . . . Wirft etwa nicht sagen wollen, daß wir's den Franzosen lassen sollen? Für was wären wir denn auszogen, als fürs Vaterland?“ . . .

Und jetzt fing der Junge an zu erzählen von den Herrlichkeiten seiner armen Heimat. Wenn er ihn nur ein-

mal führen könnte die Loifach entlang durch das würzige Schanzthal, auf seine Hütpläke, wo man auf die Zugspitze hinsieht und auf den Gibsee hinab und ins Gaistal hinein! Und wenn er einmal nach Ehrwald käme, in den stattlichen Ort mit der schönen Pfarrkirche und ins freundliche Bieberwier — da wurde man aber jetzt des Oberkommandanten gewahr, der mit dem Hauptmann der Stubai-er Kompanie an der Ecke des Posthauses auftauchte. Die Musikanten sprangen vom Holzmeiler und stellten sich in Positur.

Der Oberkommandant trat einen Schritt vor. „Was macht ihr da, ihr beiden? Es wird abmarschirt. Wohin gehört ihr?“

„Wohl zu meiner Kompanie“, sagte der Stubai-er Hauptmann.

„Der auch?“ Herr von Wörndle wies auf den Jungen und lachte. Hannes war wieder rot geworden: aber er reckte sich in die Höhe und salutirte militärisch. Wohlgefällig besahen die beiden Offiziere den schlanken, wetterfesten Knaben, dessen dunkle, blitzende Augen zu sagen schienen: Ich werde meinen Mann schon stellen! Und die Hahnfeder auf seinem Hütlein nickte dazu.

„Schwegeln kann er, gut kann er's,“ erlaubte sich der Trommler zu bemerken, und der Hauptmann erklärte überzeugt: „Der, wenn's not tut, ist zum Dreinschlagen auch schon.“ Hannes sah dankbar zu ihm auf. Der Oberkommandant lächelte: „So geh zum Wacht-

meister, ein Säbel wird noch zu haben sein. Schau halt, daß du ihn nicht nachziehst!“

Da durchzuckte es den Hannes. „Selt's Gott, vergelt's Gott!“ rief er und war verschwunden.

Der Oberkommandant befahl dem Trommler, das Zeichen zum Sammeln zu geben, es wäre Zeit. Und zum Hauptmann sagte er im Abgehen: „Bis 6 Uhr müssen wir in Sterzing sein. Es läßt sich machen, morgen ist Rashtag, — das heißt, es wird davon abhängen, was Kerpen beschließt.“

Die Herren waren um die Ecke gebogen. Die Trommel erscholl, alles rüstete zum Aufbruch. Die Stubaiertauschten die letzten Händedrücke, die letzten Segenswünsche mit den Ihrigen. „Erstellt euch!“ klang das Kommando der Offiziere; die Kompanien standen in Reih' und Glied, Ruhe trat ein. Der Oberkommandant erscheint zu Pferde und mustert die Scharen. Da stürmt aus dem Posthaus ein Nachzügler: Hannes, einen Säbel triumphierend in der Linken. Er hat sich kaum neben dem Trommler postiert, so ertönt das Kommando: „Vorwärts, Marsch!“

Und die Reihen setzen sich in Bewegung. Schwegler und Trommler produzieren ihr Marschlied, vorwärts geht's in der kühlen Morgenluft dem Brenner zu. Und wohin sie kommen, in Matrei, in Steinach, auf dem Brenner, aus jedem Hause heißt man die Schützen willkommen. Speise und Trank wird gereicht, laute

Gegenwünsche gesprochen: „Grad' nit einer lassen tut sie! Kommt g'sund heim! B'hüt Gott, b'hüt Gott!“ Und die Alten greifen zum Rosenkranz, während sie den Davonziehenden nachsehen.

\* \* \*

In Sterzing waren alle Quartiere vom Militär besetzt, die Landstürmer mußten mit den Scheunen für lieb nehmen. Im großen, leeren Arzstadel vor dem Städtlein hausten die Stubai. Da wurde menagiert, getrunken, gescherzt — nach des Tages Arbeit, dem neunstündigen Marsch über den Brenner, mochte der Humor in sein Recht treten.

Um den Schwegelpfeifer hatte sich eine Gruppe gebildet, der er die Signale, vorab das Sturmsignal, das man bei Belgrad geblasen, erklärte; und dann sollten sie ein neues Lied lernen, das der Bauadjunkt Zoller erfunden, ein Marschlied:

„Jez wöll'n mer gen den Franzosen z'göngian!  
Was haben denn die bei ins herinnen z' tian?“ . . .

Es war das später sogenannte Spingesser Schlachtlied. An den schrillen Tönen der Schwegel lernte sich leicht die schneidige Melodie; bald sang ein Duzend kräftiger Männerstimmen die erste Strophe, und alles lauschte befriedigt dem Gesange.

„Geda, Ruhe! Ein' Ordonnanz vom Hauptquartier!“ Was gibt's? Man war begierig auf Neuigkeiten,

bestürmte den Mann mit Fragen. Es war wenig, was er zu sagen wußte: daß die Franzosen sich zum Vormarsch ins Eisacktal anschickten, daß sie vielleicht schon übermorgen von Brigen aufbrechen könnten und General Kerpen ihrem Vorstoß begegnen werde. Übrigens morgen sei Kafftag. Aber weshalb er jetzt herkam: er hätte Auftrag, ihren Schwegelpfeifer zum General zu führen. — „Den Schwegelpfeifer? Den Hannes? . . . Hannes, zum General sollst, der General braucht dich!“

Hannes wußte nicht, wie ihm geschah. Hatte er recht verstanden: der General — braucht — ihn? . . . Er nahm rasch seinen Säbel und folgte der Ordonnanz.

In der „Post“ angekommen, wo Feldmarschall-Leutnant Freiherr von Kerpen sein Quartier hatte, mußte der Schwegelpfeifer im Vorzimmer warten. Die Ordonnanz trat ein. Nach kurzer Weile öffnete sich wieder die Thür, der Schwegler war zum General befohlen.

Im hellerleuchteten Saale an langer Tafel saßen viele Offiziere, kaiserliche und solche vom Landsturm. Obenan der Feldmarschall-Leutnant, zu seiner Linken Dr. v. Wörndle. Daneben stand der Hauptmann der Stubaiier, der mit dem Höchstkommmandierenden sprach. Hannes sollte vortreten.

„Kannst du laufen?“ wandte sich Kerpen an den Jungen, der in ängstlicher und doch freudiger Erregung stramm dastand; das Auge des Fragers ruhte scharf forschend auf ihm.

Hannes stukzte; dann stieß er heraus: „Sturm laufen, ja!“

Der General lachte. „Das möcht' ausgeben! Nein, du sollst mir eine Depesche überbringen. Getraust du dich, den Weg nach Meran, hin und her, in 24 Stunden zurückzulegen? Es sind zwei Tagmärsche . . . Versprich nicht, was du nicht halten kannst!“

Hannes dachte nach. Er hatte daheim oft weite Wege gemacht, einmal gut 16 Stunden; wenn es not thät, er könnte wohl noch mehr . . . „Ich werd's schon er-machen“, sagte er.

Die Bestimmtheit, mit der er sprach, gefiel dem General. „Es handelt sich darum, daß wir dem General Laudon eine Nachricht zukommen lassen und von ihm Antwort erhalten . . .“

Hannes sah dem General mit vollem Aug ins Gesicht; zu sagen hatte er nichts mehr.

„Laudon ist in Meran,“ fuhr Kerpen fort; „die Franzosen werden knapp vor ihm stehen; es wird vielleicht auch Mut und Klugheit dazu gehören, ihn zu erreichen. Wenn der Feind dich erwischt“ —

Hannes nickte nur; der General gab sich zufrieden. „Nun gut, wir haben hier noch zu beraten, dann schreib' ich an Baron Laudon. Bis 2 Uhr früh kannst du dich ausruhen, hier nebenan. Schlaf nur, ich werde dich wecken lassen, wann's Zeit ist.“

„Ja,“ sagte Hannes und wollte abtreten.

Da erhob sich Kerpen und sagte laut und fast feierlich, wie wenn er alle Anwesenden zu Zeugen anrufen wollte: „Junge, gib acht! Ich vertrau' dir eine überaus wichtige Sache an. Du bist mir empfohlen und gefällst mir. Ich will es mit dir wagen. Wenn du im Laufe der morgigen Nacht zurück bist mit der Antwort von General Laudon, hast du 20 Dukaten verdient.“

Hannes sah den Sprecher groß an. „Nein,“ sagte er dann kleinlaut mit gepreßter Stimme, „ums Geld nicht, für den Kaiser tu' ich's.“

„Nun, nun, jetzt geh du nur einmal schlafen,“ erwiderte Kerpen und übergab den Jungen seinem Kammerdiener. —



Hannes, dem der Kopf wirbelte und das Herz pochte, sah gleichwohl ein, daß er nach dem Marsch über den Brenner und vor seinem Gang nach Meran zunächst sich ausruhen müsse. Er betete sein Abendgebet und empfahl sich den Armen Seelen, daß sie ihn jetzt nur einmal schlafen ließen.

Als er nach mehrstündigem Schläfe geweckt wurde, war es gegen 3 Uhr morgens. Der General und sein Adjutant saßen noch am Schreibtisch; ein dicker Brief, mit einer Oblate versiegelt, lag vor ihnen. Der Kammerdiener mußte das inhaltsschwere Schreiben, nachdem es mit Leinwand umhüllt war, dem Hannes in seinen Lodenrock unter das Futter einnähen. Inzwischen

wurde das Frühstück vorgesetzt: Schokolade und Eier; der General selbst drängte den Jungen, zuzugreifen, und versah ihn noch mit Proviant für den Weg. „Bis Kalch wird dich ein Mann begleiten; von dort ab ist's Tag und der Weg zum Taufenhause und hinab ins Pässeiertal nicht mehr zu fehlen. In 24 Stunden erwarte ich dich zurück. Hast du alles verstanden?“

Jetzt reckte sich Hannes in die Höhe: „Gzjellenz, Herr General, in 24 Stunden bin ich zurück!“

Kerpen lächelte. „Noch eins! Wenn du am Wirtshaus in Sand — außer St. Leonhard — vorbeikommt, grüß' mir den Wirt, den Andrá Hofer! Sag', daß du mein Bote bist; er wird dir behilflich sein.“

Der General reichte dem Knaben die Hand, der Adjutant tat desgleichen. Da erinnerte sich Hannes seines Säbels: „Den Säbel hab' ich drinnen, den werd' ich wohl wieder kriegen?“ Man beruhigte ihn. —

Als der Hausknecht von der Post, der es übernommen hatte, den Jungen bis Kalch zu begleiten, nach Sterzing zurückkam, erzählte er, was der Bursche für ein Springer wäre; immer hübsch gleichmäßig sei er gegangen, aber mit großen Schritten und in einem solchen Tempo, daß er Mühe gehabt habe, ihm zu folgen; schier froh sei er gewesen, wie er endlich umkehren durfte. „Der Bub, wenn er so weiter macht, ist er um Mittag in Meran.“ —

Im Wald ober Kalch lag stellenweise noch Schnee, je höher hinauf, desto mehr. Als die Dasthöhe erreicht war, atmete Hannes freier auf und gönnte sich Zeit, im Tausenhaus eine Suppe zu essen, die gerade fertiggekocht war. Wohin er so eilig wolle, fragte ihn die Wirtin. Ins Pässeier, war die Antwort, er müsse Böcke holen. Und sogleich war er wieder auf den Beinen.

Gegen Süden fällt der Berg steil ab. Hannes dachte erst, mit Hilfe seines Bergstockes, den ihm der Hausknecht zurückgelassen hatte, über den ungleich verharschten Schnee hinabzurutschen. Das ließ sich schlecht an. Wenn er nur Steigeisen hätte! Aber er mochte den Weg zum Wirtshaus nicht mehr zurückgehen, das raubte ihm eine Viertelfunde Zeit. Da fiel ihm ein anderes Auskunftsmittel ein; er schnitt sich Zundern ab, band sie zusammen und benützte sie als Schlitten. Das ging vortrefflich. In einer halben Stunde war er in Walten und hatte sich dabei sogar ausgeruht. Nun schritt er weiter nach St. Leonhard und zum Sand. Bald nach 8 Uhr betrat er die Wirtsstube.

Hofer stand hembärmlich am Fenster und schaute durchs Thal hinaus.

Als der Bub so erhitzt eintrat, sah er ihn groß an: „Guet'n Morgen! Was gibt's denn schon heut'?"

Hannes spähte erst alle Winkel aus, ob sie allein wären. „Seid Ihr der Sandwirt, der Andrá Hofer?"

„Der bin ich, ja.“

„Nachher,“ sagte Hannes mit gedämpfter Stimme, „der General Kerpen schickt mich, ich soll Euch einen Gruß ausrichten.“

„Ah so, ah so! Der Kerpen, der General? Nachher wohl, das freut mich. Ja, kommst jetzt gar extra deswegen?“ ...

„Na, zum Laudon muß ich, eine Botschaft überbringen.“

„Zum Laudon, da schau! Ja, der ist in Meran — halt seit gestern in Tirol, im Dorf. Hast Gil, ha?“

„Freilich, ich muß heut' nacht noch in Sterzing sein.“

„Heut' in der Nacht? Du, Bübl, das ist nicht möglich. ... Wart' aber, mir fällt was ein. — Wirtin! Andl!“

Ein Schuber in der Holztäfelung, der zur Küche führte, öffnete sich. „Tu dem Bübl etwas kochen, so g'schwind, wie d' kannst! Ein Eierschmalz iss' s' G'scheideste.“ — „Na, na,“ wandte er sich an Hannes, „etwas essen tu nur jetzt, das bringen wir schon ein. Ich lass einspannen.“

Und ohne die Erwiderung des Hannes abzuwarten, verließ der Wirt die Stube und befahl dem Knecht das leichte Wägelchen anspannen, um sogleich nach Riffian zu fahren.

Dem Hannes war es nun zumute, als wenn man ihm ein Stück seines Verdienstes rauben wollte: aber er sah wohl ein, daß es sich darum handle, so rasch wie

möglich ans Ziel zu kommen; und als er, sich niederlassend, nun doch eine gewisse Müdigkeit und Aufregung verspürte, da empfand er die angebotene Hilfe als eine große Erleichterung seiner Aufgabe.

Der Sandwirt trat wieder ein: „Der Knecht führt dich nach Riffian,“ sagte er, „und wartet dort auf dich; du fährst mit ihm zurück. Nachher reden wir weiter. In Riffian gib acht, tu dich fein in der Höh' halten; unten herum könnten schon die Franzosen streichen.“

Hannes aß inzwischen von der vorgesezten Eier Speise; als aber der Knecht vorfuhr, sprang er auf und davon und saß im Wägelchen, ohne sich recht bedankt und verabschiedet zu haben.

Der Sandwirt sah dem davoneilenden Gefährt nach — seine Wirtin hat ihn selten einmal so nachdenklich und ernst gesehen. „Ah ja, Zeit wird's, Andele, Zeit wird's,“ sagte er auf ihre Fragen und rieb sich die Hände und sah nach dem Stuken an der Wand. —

Hannes grämte und ärgerte sich inzwischen über das Sträßlein von Dasseier, daß so voller Buckel und Steine war, und über die Säule, die da herinnen so faul, und über die Knechte, die so langweilig wären. Er drängte immer wieder zur Eile, obwohl das Roß schon dampfte. Sie waren durch St. Martin gefahren und hielten in Saltaus nicht an und kamen endlich, endlich, es ging schon auf 11 Uhr, in Riffian an. „Da wart' mir fein,“ sagte Hannes zum Knecht und sprang vom Gefährt,

die Gasse hinauf und oben am Rand des Waldes dem Zaun nach hinüber — die Wege hatte er sich während der Fahrt abgesehen und erklären lassen. Bald kam er an die ersten Häuser von Tirol.

Ein Wachtposten hielt ihn an; er sollte das Losungswort sagen. Das wußte er nicht; er wolle zum General Laudon und zwar sofort.

Die Wache nahm ihn mit zum Korporal. Hannes beteuerte hier noch nachdrücklicher: er müsse zum General, und zwar sogleich, es handle sich um Wichtiges, man solle ihn ziehen lassen.

Der Korporal, ein knurriger Kauz, witterte in dem zudringlichen Burschen einen Spion oder gar einen Attentäter — einen heiklen Fall, bezüglich dessen er sich gehörig informieren und gehörig sicherstellen mußte; er wollte mit Hannes ein Protokoll aufnehmen. Der fing aber jetzt zu rasonieren an: so machten sie's immer, die Tintenkleckser, das hat schon der Vater oft gesagt; er wolle, er müsse zum General, und zwar sogleich! Der Kerpen schickte ihn eigens, und noch in der Nacht soll er in Sterzing sein! . . . Das Lärmen des Burschen zog einen Offizier herbei, der den Handel dahin entschied, daß er den vermeinten Spion oder Attentäter in eigener Person zum Generalmajor führte.

Als Hannes sich versichert hatte, daß er dem Freiherrn von Laudon gegenüber stehe, sagte er: „Mit Verlaub, Excellenz,“ zog ohne weiteres seinen Rock aus,

nahm sein Messer zur Hand und trennte das Rockfutter auf, um das Schreiben Kerpens hervorzuholen.

„Ah, brav, Bub, das hast du gut gemacht,“ sagte Laudon. Stierig und hocherfreut las er die Mittheilungen des Obergenerals. „Gut, in einer Stunde sollst du die Antwort haben.“

„In einer Stunde?“ wagte Hannes zu sagen, „ich muß in der Nacht noch in Sterzing sein . . .“

„Also, wenn möglich in einer halben Stunde.“ Laudon beschied einige höhere Offiziere zu sich, mit denen er beraten wollte, und ließ den Boten abtreten.

Während die Offiziere drinnen berieten, saß der Schwegelpfeifer auf der Bank vor dem Hause, die Hände zwischen den Knien, den Kopf tief gesenkt, — er dachte an nichts als an den Rückweg: an den Aufstieg zum Jaufen und den Abstieg nach Kalch in der dunklen Nacht. Zweifel an seiner Kraft tauchten in ihm auf und drängten ihm den Schweiß aus den Poren. Er fing an zu beten — zu seinem Schutzengel, zu allen 14 Nothelfern.

Da ward er zu Laudon gerufen, der ihm die Antwort an Kerpen überreichte. Hannes barg sie in derselben Weise wie die erste Depesche im Rockfutter und wollte sich geziemend verabschieden.

Aber der General hatte jetzt den Kopf so voll wichtiger Gedanken, daß er für den Buben keine Aufmerksamkeit, kein freundliches Wort erübrigte. Erst, als

dieser schon unter der Thür stand, rief er ihm nach, daß er die Depesche ja persönlich dem Obergeneral überreiche und gab ihm eine Charge mit zur Begleitung durch das vom Militär besetzte Dorf.

In Riffian bestieg Hannes wieder das Gefährt des Sandwirts. Gegen 4 Uhr abends stand er vor Hofer. Dieser hatte für alles Sorge getragen, alles wohl überlegt; Speise und Trank stand schon bereit, auch Zeh- rung für die Weiterreise, dabei ein Fläschchen Enzian, dann Steigeisen. „Das Reiten,“ meinte der Wirt, „möcht' ich dir nicht raten, und der Weg dahineinwärts ist so schlecht, daß du mit Gehen rascher vorwärts kommst als mit Fahren. Laterne geb' ich dir auch keine; du hast Mondschein und tust besser, dich auf deine Augen zu verlassen . . . Aber wenn du dich etwa nicht aussiehst, so wüßt' ich wohl einen, der verlässlich ist und dir die Depesche abnehmen könnt' . . .“

Hannes erschrak völlig über die Zumutung. Nein, und wenn es sein Tod wäre, er selbst muß den Auftrag vollführen!

Ohne weiteren Verzug, mit Grüßen an General Kerpen, dem er sagen ließ, daß die Pässeirer bereit und des Rufes gewärtig seien, verabschiedete der Sandwirt seinen Gast. Auch die Wirtin kam jetzt herbei und sprach Worte der Anerkennung und des Mitleids. Hannes dankte und schritt kräftig aus, fürbaß gegen St. Leonhard und Walten.

Es dämmerte schon, als der Aufstieg zur Daßhöhe begann. Die Steigeisen des Sandwirts kamen ihm zu-  
statten. Müdigkeit spürte er nicht, wohl aber Durst, den er  
einmal an einer Quelle nur minderte, nicht stillte; denn er  
wußte, daß vieles Trinken im Gehen hinderlich sei.

Der Abend war kalt und hell, die Sterne leuchteten,  
dann kam der Mond aus den Bergen hervor. Der  
Weg zeigte sich deutlich, man trieb hier immerfort Vieh  
hinüber und herüber. Aber alles kam dem Hannes jetzt  
auf dem Rückwege und im Mondschein so verändert  
vor, die ganze Gegend. Zuweilen ängstigte ihn der Ge-  
danke, ob er wohl nicht in die Irre gegangen, in ein  
falsches Seitental . . . Dann wieder schienen ihm die  
Umrisse des Gebirges bekannt, er schöpfte neue Hoff-  
nung, sah sich bereits in Sterzing vor Kerpen, dem er  
die Depesche überreichte, dessen Dank und Lobsprüche  
er entgegennahm. Aber die innere Aufregung zehrte  
mehr als der Aufstieg auf dem steilen, beeißten Berg-  
pfad an seinen Kräften; als er endlich am Taufenhause  
stand, wo schon alle Lichter erloschen waren, spürte er  
große Müdigkeit. Die Füße schmerzten ihn, er mußte  
sich eine Weile setzen.

Den Berg hinab ging es noch schlimmer. Jetzt ver-  
borg sich der Mond hinter schwarzem Gewölk, da konnte  
er nicht weiter; auch wo der Wald dichter war, mußte  
er den Weg fast nur durch Tassen suchen; einmal glaubte  
er, ihn schon verloren zu haben.

Immer wieder fing er an zu beten. Wenn doch ein Mensch ihn zurechtwiese! Wenn er doch einen Gefellen hätte! Die Zeit schien ihm, je öfter er anhalten mußte, um so länger. Er besaß keine Uhr und hörte keine Turmglocke schlagen. Wird es nicht bald Morgen sein? Wird er seine Stunde nicht versäumen? . . .

Jetzt lag eine steil abfallende Fläche vor ihm, anscheinend eine Bergmahd. Aber wo war der Weg? Der Mond verzog sich wieder. Hannes setzte sich, er mußte das Hervortreten des Mondes abwarten. Da fühlte er Schlaf und Müdigkeit, er meinte hinsinken zu müssen. Das sind die Zeichen des Erfrierenden, das wußte er. Und ein rascher Entschluß — es mußte sein — ward gefaßt: Er ließ sich die Lehn hinabrutschen.

Erst ging es langsam, er war wie traumbefangen; dann fauste er hinab, schnell, immer schneller, kaum hemmte der Bergstoß die Geschwindigkeit und plötzlich, mehr fallend als rutschend, stößt er an einen Holzzaun. Ein Schrei der Angst, ein Stöhnen aus Schmerz entringt sich ihm. Da ist er wach. Er erhebt sich mühsam und keuchend — ihn schaudert.

Seine Hand blutete — das hat nichts zu bedeuten, geschehen war ihm nichts. Er sieht empor, er sieht um sich — der Mond tritt wieder hervor, da erkennt er den obersten Hof von Kalch. Jetzt, jetzt ist er dem Ziele nahe! Der Weg nach Gasteig, das weiß er, ist weniger steil und schneefrei. Aber seine Füße! Er muß sich wund

gegangen haben. Jeder Schritt schmerzt ihn. Und die Kräfte schwinden . . . Ein Schauer durchlief ihn, die Angst hemmte sein Athmen. Wird er sein Ziel noch erreichen? Tränen standen ihm nahe. Da erinnert er sich an den Enzian, den der Sandwirt ihm zugesteckt. Und er nimmt vorsichtig einen Schluck und noch einen. Das kräftigt, das erweckt ihn wieder.

Langsam zwar, doch ohne weiteren Unfall ist er endlich hinabgekommen in die Ebene. Er stand zwischen den Häusern von Gasteig, gestützt auf den Bergstock, der fast die ganze Last des Knaben zu tragen hatte. Der Junge zitterte und rang nach Atem. Da horch! Von der Pfarrkirche in Sterzing schlägt die Uhr. Er zählt die Viertelstundenschläge — vier; und jetzt die dumpfen Stundenschläge: eins, zwei — und keiner mehr. In einer Stunde ist er in Sterzing! Gott sei Dank, noch eben zur rechten Zeit! Jetzt aufs neue strengte er seine letzten Kräfte an: sie reichten ihm bis ins Vorzimmer des Generals — hier sank er zusammen.

Freiherr von Kerpen wurde geweckt. Als er die Depesche Laudons gelesen hatte, kleidete er sich vollends an und trat ins Vorzimmer. Hannes mußte wach gerüttelt werden und konnte kaum noch aufsehen. „Sub,“ rief der General, „du hast dem Kaiser heut' besser gedient als mancher Ordensritter! . . . Bringt ihn zu Bett, den armen Kerl, er schläft schon. Zu Mittag lasse man ihn in meinem Wagen nachfahren! . . . Herr Adjutant,

jezt keine Zeit verlieren, Reveille schlagen, sogleich!  
 Laudon ist schon auf dem Weg!“

\* \* \*

Unmittelbar nach Erhalt der Depesche aus Sterzing hatte General Laudon den größeren Teil seiner Truppen in Marschbereitschaft gesetzt. Bei Eintritt der Dunkelheit erstiegen die Österreicher über St. Kathrein in der Schart das Hochplateau von Mölten, vollzogen am andern Tag den beschwerlichen Abstieg nach Sarntein und trennten sich hier; die eine Kolonne begab sich über den Ritten gegen Alhwang, um die Nachhut des Feindes anzugreifen, die andere über Durnholz und die Scharte nach Schalbers, um hier den Feind in der Flanke zu fassen. Der Front wird Kerpen gegenübertreten: das von ihm selbst geführte Militär soll dem Vordringen der Franzosen im Eisacktal begegnen, der Landsturm aber von den Spingesser Höhen auf sie eindringen, um sie entweder zu vernichten oder zur Flucht durchs Pustertal zu zwingen. Das war der vereinbarte Kriegsplan. —

Dr. v. Wörndle, welcher die Landstürmer führte, hatte den schwersten Stand. Die Franzosen erkannten alsbald die Gefahr, die ihnen drohte: von Spinges herab konnten sie sowohl bei ihrem Eintritt ins Eisacktal wie auf der Straße nach dem Pustertal ernstlich bedroht werden; um Spinges entspann sich zuerst und am heftigsten der Kampf.

Es war der 2. April 1797. Schon mit dem Tagwerden waren die Tiroler, die am Vorabend von Mauls aus über Rizaill die Höhen ober Spinges erstiegen und hier genächtigt hatten, mit dem Feind zusammengestoßen. Die Franzosen waren durch Wald gedeckt, aber ihr Vordringen durch die treffsicheren Stützen der Tiroler gehemmt, die insbesondere auf die kommandierenden Offiziere gerichtet waren. Mehr und mehr näherten sich indes die Kämpfenden. Der Feind zog Verstärkungen an sich und schien seine Hauptmacht gegen die Kirche und den Freithof zusammenzuziehen; das waren die beherrschenden Punkte. Selang es ihm, hieher Geschütz zu bringen, so konnte sein Sieg kaum noch zweifelhaft sein. Dagegen schien den Tirolern die einheitliche Leitung zu fehlen; jeder suchte nur eben dem Franzmann beizukommen, der ihm am nächsten stand.

In der Kirche von Spinges kniete inzwischen eine junge Bauernmagd, die sich vom Feld dahin geflüchtet hatte. Hier, wo die Liebe ihres Herzens geborgen war, hielt es sie zurück — sie mußte beten, beten, daß Gott die Greuel abwende, die, wie ganz Tirol schauernd vernommen, die Franzosen im Gotteshaus zu St. Michael verübt hatten. In heißer Angst rang sie die Hände vor dem Tabernakel, mit steigendem Entsetzen vernahm sie das Getöse der Schlacht, die immer näheren Schüsse — plötzlich sprang sie auf, zur Kirche hinaus, und gewahrte, hart an der Freithofmauer, den heranschleichen-

den Feind! Ein Schrei — sie schlägt die Kirchentür zu, springt draußen hinter den Pfeiler, ruft mit gellender Stimme: „Jesus, Marie, die Kirche, die Kirche! Helft, kommt: Hilfe, Hilfe!“

Hannes war es, der sie bemerkte. Er hatte sich leidlich erholt, seine wunden Füße hinderten ihn nicht, in der Schlacht mit dabei zu sein. Und die Rufe des Mädchens zeigten ihm die Gefahr. Er sekte die Schwegel an und blies aus Leibeskräften die schrillen Töne des Belgrader Sturmsignals und sprang hinab mit geschwungenem Säbel an die Seite des Mädchens. „Blasen, blasen,“ rief diese ihm zu, denn sie hatte gesehen, daß das Signal beachtet wurde. Hannes blies, daß ihm die Backen zu bersten drohten.

Und wie auf den gewohnten Lockruf die Küchlein sich einstellen, Hahn und Henne gackernd herbeieilen, sprangen, stürzten von oben herab die Tiroler Schützen, einer um den andern der Kirche zu. Aber an der Ecke dort war die Freithofmauer von einem Franzosen bereits erklommen, der sich mühte, einem Kameraden heraufzuhelfen; andere standen knapp unter ihm. Das Mädchen, in brennender Angst, blickt um sich, sieht die Heugabel, die sie beim Eintritt in die Kirche zurückgelassen. „Hilf mir, Bua! Für den Herrgott!“ ruft sie dem Schwegler zu und erfaßt die Gabel, springt den ersten Franzosen an, stößt ihn vor die Brust, daß er taumelnd die Mauer hinabstürzt und fallend den nächsten mit-

reißt. Ein dritter ist rasch zur Stelle, und auch ihn trifft die dreizackige Waffe. Als aber ein vierter sein Knie auf die Mauer setzt, sich emporzuschwingen, hat ihm der Säbel des Hannes den Kopf gespalten: — Knabe und Jungfrau wehren dem Ansturm des Feindes. Und die Franzmänner stuken; — wer ist dies Weib? . . . Denken sie an eine neue Jeanne d'Arc? Die vorgeschobene Kette wird zurückgezogen, man will sich sammeln zum regelrechten Sturmangriff.

Da greift Hannes aufs neue zur Schwegel und bläst; schon sind die ersten Schützen zur Stelle, andere stürmen von allen Seiten herbei, ihre Kugeln sausen in die Kolonnen des Segners. Ein feindlicher Offizier tritt vor, gibt das Zeichen zum Angriff — der Tambour fällt ein und wirbelt Franzosen herbei in bunten Scharen, die dicht gedrängt zum gemeinsamen Ansturm antreten. Da stürzt der Offizier und ein alter Schütz neben Hannes will eben den Trommler aufs Korn nehmen. Der Stuken senkt sich: „Ist mir hinter die Bäume!“ — „Ich seh' ihn, laß mir ihn, laß mir ihn!“ fleht Hannes und erhält den Stuken — Trommel und Trommler sind verstummt.

Jetzt, da die Franzosen im Sturmschritt vorrücken, war am Freithof der Oberkommandant von Wörndle erschienen. Und erkennend die Gunst der Stellung, die dichtgedrängte Schar des Segners, ruft er den Seinigen zu: „Stuken kehrt! Zuschlagen!“ Das war die rechte Parole. „Zuschlagen, zuschlagen!“ scholl's wie

das Echo zurück. Und die Tiroler über die Mauer hinab in den Feind, der des Angriffs nicht gewärtig, stukt, dann von der Wucht des Ansturmes erdrückt, sich abwärts wendet, fliehend die Untenstehenden hinabdrängt, und die Anhöhen sich überstürzend räumt. Hannes bläſt aufs neue sein Belgrader Sturmlied; was von Tirolern noch oben stand, schließt sich den stürmenden Landsleuten an, stürzt auf die Fliehenden, vollendet den Sieg bei Spinges.

Von unten tönt wildes Siegesgeschrei und von Schalders her knattert das Feuer der Kolonne Laudons, die rechtzeitig eingetroffen, den Feind in der Flanke faſtete. Oben aber, im heiß umstrittenen Freithof, kein Kämpfer mehr; nur das Mädchen von Spinges und Hannes, der Schwegelpfeifer. Die Jungfrau, auf einem Grabhügel ausruhend, hat die Hand des Knaben erfaßt, der neben ihr steht: „Vergelt's Gott, Bua! O, vergelt's dir Gott!“

Der aber lauscht nur immer hinab ins Thal; da hört er die Siegesrufe auf mehr Seiten sich erheben — Sieg! Sieg! Und seine Brust hebt und schwellt sich: — er sieht sich heimgekehrt in die Ehrwalder Schanze: Vater, Mutter, die Brüder und Schwesterchen fliegen ihm zu und begrüßen ihn als vollwichtigen Kämpfer für Gott, Kaiser und Vaterland; von weitem schon jauchzt er ihnen entgegen — und sein Tuchezer schallt langgezogen, himmelsstürmend wie Lerchenjubil weithin vom blutigen Freithof in Spinges.

Ludovicus Saxo



---

Die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, hat sich zugetragen im Jahre 1576 in der damals päpstlichen Stadt Bologna, ich denke in der Nähe der heutigen Via Zamboni, gegenüber der Kirche S. Francesco.

Auf der Plattform eines jener hohen, aber ganz schmalen Häuschen hatte sich eine fröhliche Gesellschaft zusammengefunden: die beiden Töchter der Hausfrau und ihre Mietherren, Studenten der damals noch so blühenden Universität, zwei Welsche aus guten Familien und ein Deutscher.

Hier auf der Terrasse genoß man eine prächtige Aussicht auf die altberühmten schiefen Thürme Garisenda und Asinelli, die hinter der Kirche San Giacomo aufstiegen, auf den Stadtpalast und die Kuppel von San Petronio; und über die Dächer und Thürme der weiten Stadt grüßen von fern her die Höhenzüge des Appennins. Dazu nun die laue Frühlingsluft und die goldene Abendsonne und das heitere Treiben der jungen Leute, die bei Wein und Orangen an steinernen Tischchen zwischen Lorbeer und Oleander saßen und plauderten und lachten, das gab ein farbenreiches, fröhliches Bild. Und die Stadt war auch heute so auffallend still, kein Wagengerassel, kein lärmendes Handwerk, kein Glockenton zu vernehmen, nur das Lachen der jungen Leute wiederhallte von den Mauern.

Da war aber jetzt die Alte über die Treppe heraufgekommen und mit verdrossener Miene, den Zeigefinger strafend erhoben, brummte sie: „Laura! Ninetta! Heute, am Karfreitag, was macht ihr?!“

Die Angeredeten stukten, sie schienen sich erinnern zu wollen, was sie dem Ernst dieses Tages schuldig waren. Ninetta, die Jüngere, schlug mit ihrem Fächer dem deutschen Herrn über den Arm: „Hört Ihr's Ludovico!“

Aber die Alte hatte sich kaum entfernt, da war die frühere Lustigkeit wieder im Gange.

„Bist du abergläubisch?“ stichelte Tommaso, der ältere von den beiden Welschen, zu seiner Dame. Sie zog die Achseln und sah in schmunzelnd und fragend an.

Der Deutsche hingegen hatte der schönen Ninetta ein böseres Wort hingeworfen, worüber sie entrüstet tat. „Deutscher Keßer!“ sagte sie und wandte sich schmollend von ihm ab. Er lachte laut auf in hellem Entzücken.

Die ältere Schwester trat jetzt an den Tisch Ninettas: „Warum wollt ihr nicht stille sein? Die Nachbarn können es hören. Seien wir doch vernünftig! — Herr Ludwig, erzählt uns eine Geschichte!“

„Ich? Von was?“ sagte der Deutsche. Laura drängte, auch die anderen wollten ihn hören. Er war erst kürzlich, vor kaum zwei Wochen, hierher gekommen und

sprach ein gar zu drolliges Italienisch; dabei zeigte er so angenehme und vornehme Manieren, in allem den deutschen Edelmann.

„O, von was Ihr wollt — von Eurem Ingolstadt,“ rief Herr Tommaso. — „Aber ich bin doch Sachse, Ingolstadt liegt in Bayern.“ — „Wo ist Bayern?“ flüsterte Ninetta ihrer Schwester ins Ohr. — „O, weiß ich's?“

„Wo ist Bayern?“ wiederholte Ninetta zu Ludwig.

„Oh, in Deutschland irgendwo,“ erklärte Tommaso, um rascher ans Ziel zu kommen. „Ihr habt doch, sagtet Ihr, voriges Jahr in Ingolstadt studiert — bei den Jesuiten?“

„Bei den Jesuiten? Besser die Jesuiten solltet Ihr sagen.“ — „O, wieso?“

„Mein Vater wollte es; ich sollte sie kennen lernen, ihre Sophistik, ihre ganze Art.“

„Und das habt Ihr?“ . . . bemerkte Herr Lorenzo mit einem Anfluge von Spott.

„Ich würde es, bin nur zu früh weggekommen. Nun also, wollt Ihr wissen warum? Just wegen der Papiisten. Jawohl, am Fronleichnamstage. Den feiern doch die Katholiken allerorten? In Ingolstadt gab's auch so 'ne Prozession mit allerlei Gebimmel — na, ihr wißt schon . . .“

„Wie wir heute in Bologna so was sehen werden,“ unterbrach Tommaso.

Ninetta schmolzte: „Immer diese Reden!“

„Also nicht, wenn's Euch mißfällt! Aber uns Rehern kommt die Sache so — so lustig vor. Nicht wahr, Tommaso, Euch ebenso? Na, und in Ingolstadt, wo alle Nachbarn ihre Fenster dekorierten, da wollte ich allein nicht zurückbleiben, sondern nahm einen ausgehöhlten Kürbis, machte ihm eine lange Nase und Augen und Mund, stellte ein Lichtlein hinein und setzte ihn ins Fenster, zwei brennende Kerzen daneben.“

Tommaso lachte überlaut. „Na, und dann?“ —  
 „Dann sah alles Volk zu meinem Fenster hinauf und ärgerte sich weiblich; das hatte ich gewollt.“

„Und dann?“

„Dann, dann kam natürlich der Rektor dahinter und gab mir den Laufpaß. O, mein Vater hat dazu gelacht, ganz Leipzig sprach davon und der Kurfürst tättschelte mir die Wange. Ich hab' es nicht zu bereuen gehabt, so kam ich ins schöne Italien.“

„Per Bacco,“ sagte Lorenzo halblaut zu Ninetta, „das sollte er in Bologna gewagt haben!“

„O, wenn Ihr wollt,“ entgegnete der Deutsche gereizt, und warf sich in die Brust, „wenn Ihr wollt, Herr Lorenzo“ — — —

„Aber, was sagte der Vater Rektor zu der Sache?“ rief Laura dazwischen.

„Der — schlug einen larmoyanten Ton an und, wie gesagt, entließ mich in Frieden. Aber der Wirt, der

Spizbube, muß von dem Handel gewußt haben; das Roß, das er mir gab, war ein papistisches Rabenvieh.“

„Und warf Euch ab?“ spöttelte Lorenzo.

„Nein, zum Teufel, ich hab' ihm den Herrn gezeigt! Nur ein Eisen ging dabei verloren, und ich hatte die Freude, im nächsten Dorfe übernachten zu müssen in der gottsjämmerlichsten Spelunke.“ —

Die Alte, sie trug ihre Küchenschürze noch umgebunden, stürmte plötzlich die Treppe herauf: „Aufgepaßt, sie kommen!“ Damit meinte sie die Prozession, die in Bologna, wie in früheren Zeiten fast allerorts, am Karfreitag abends zu Ehren des Leidens Christi abgehalten wurde.

Die ganze Gesellschaft trat an die Brüstung der Terrasse. Ludwig hatte sich neben Ninetta postieren wollen, die sich in die Ecke gestellt; aber Lorenzo nahm ihm den Platz vorweg und schob ihn unsanft beiseite. Dem Deutschen stieg das Blut zu Kopf, er maß seinen Nebenbuhler vom Scheitel bis zur Sohle, drehte sich und verließ die Terrasse.

Die Gesellschaft schien seinen Abgang kaum zu bemerken, so sehr nahm sie jetzt das Schauspiel in Anspruch, das unten in der Gasse sich entwickelte, die Fußprozession. Ein Mann mit einem großen Kreuze schritt voran, eine Schar vermummter, schwarzer Gestalten folgte ihm; dann kamen Priester in schwarzen Levitenröcken von Chorknaben begleitet, die mit Holzinstru-

menten klapperten, dann der Bischof mit einer Kreuzpartikel in den Händen und wieder eine Reihe grauer Mäntel, dann Frauen, in schwarze Schleier gehüllt, und all die Menge ernst und feierlich gestimmt, das Miserere betend und andere Bußpsalmen, dann wieder einen Trauergesang anstimmend — es war ein Schauspiel, das auch unsere Gesellschaft auf der Terrasse nicht kalt ließ. Sie sahen eine gute Weile, ohne zu sprechen, aufmerksam hinab: die halbe Prozession war schon vorüber; da auf einmal mußten sie gewahren, daß die Blicke einiger und bald sehr vieler Personen auf ihr Haus gerichtet waren, man sah in die Höhe, man deutete erregt mit den Fingern auf sie — verwirrt zogen sie sich zurück, als plötzlich die Menge in ein Murren, ein Toben ausbrach und schwere Schläge an die Türe des Hauses dröhnten, die, da sie niemand öffnete, krachend eingedrückt wurde.

Entsetzt aufschreiend sah die Alte nach ihren Töchtern, diese zitternd nach der Mutter, die beiden Herren sahen sich fragend an, niemand erriet, um was es sich handle. Jetzt mit einem Male vermißten sie den Deutschen. „Er ist hinab, er ist drunten, was hat er getan?“ schrie Ninetta.

Aber schon hörte man die Stiege herauf eilige Männerschritte, der Lärm kam näher, ein Soldat der Sicherheitswache stürmte als erster auf die Terrasse. „Gottesfrevel!“ „Ihr höhnt das Heiligste! Anchristen ihr, ver-

fluchte!“ Laut schreiend umringte sie eine erbitterte Menge. Immer neue Menschen wollten ins Haus, die Wache hatte Mühe, sie abzuhalten. „Wo ist der Schuldige, wo? Wo ist er?“

„Aber was ist denn geschehen, was ist geschehen?“ riefen die Frauen. „Wir wissen von nichts, was ist geschehen?“

In diesem Augenblick ward Ludwig die Treppe heraufgezerrt. Fäuste hämmerten auf ihn ein. „Er ist's, dieser deutsche Keher! Wir haben ihn ertappt! Er ist's! Gestehe! Was hast du gewollt? Gestehe!“

In dem Gewirr der kreischenden Stimmen war es gleich unmöglich, ein Wort zu sprechen wie zu verstehen. Endlich war ein Offizier der Wache heraufgekommen; er schaffte Ruhe und begann ein kurzes Verhör.

Wir wollen das Ergebnis desselben in etwa ergänzen. Ludwig war, als er die Terrasse verlassen hatte, an der offenen Küche der Witwe vorbeigekommen, die eben ihre Zurüstungen für die Osterfesttage getroffen hatte.

Da stand ein gerade fertig gepukter Kalbstopf, unweit davon ein gerupfter Kapaun und ein Kranz Bologneser Würste. Der Student sieht die schönen Dinge, der Schalk regt sich in ihm, er denkt an Lorenzos spöttisches Wort, und kurz entschlossen nimmt er das Brett mit dem Kalbstopf, stellt es in das Mittelfenster seiner Wohnung, hängt den Kapaun darüber, geht zurück in

die Küche und holt die Würste, die er als Girlande benützte, stellt zwei brennende Kerzen daneben — die Dekoration war fertig. Er schließt das Fenster von innen und begibt sich ins Nebenzimmer: „So, Herr Lorenzo, man kann sich den Spaß auch in Bologna erlauben!“ . . .

Daß nun das gläubige Volk mit seinem südländischen Temperamente den frivolen Scherz des Studenten so gewaltig übel nahm, überraschte ihn selbst am meisten: schon bereute er seine Unüberlegtheit, schon wollte er das Fenster räumen, da war es bereits zu spät.

Im Verhör stellte Ludwig die That nicht in Abrede, berief sich aber von allem nachdrücklichst auf seine Eigenschaft als Ausländer und Student, der als solcher nicht dem städtischen, sondern dem Universitätsgerichte unterstehe. Das mußte der Offizier auch anerkennen; er gab Weisung, die Terrasse und das Haus zu räumen und den Studenten, sowie das Volk sich verlaufen hätte, der Universität zu überstellen, wo er selbst den Fall zur Anzeige bringen werde.

Vorläufig war nur noch festzustellen, inwieferne etwa die übrigen Bewohner des Hauses an der Freveltat teilgenommen hätten. Sie alle beteuerten der Wahrheit gemäß, von der Absicht des Deutschen nichts gewußt zu haben. Als der Offizier noch zögerte, ihren Worten Glauben zu schenken, trat Ninetta an ihn heran und sagte: „Dieser deutsche Keher“ — wie anders klang

jetzt das Wort aus dem schönen Munde! — „dieser Ketzer, fragt nur nach, hat es in Ingolstadt ebenso gemacht, er ist dafür von der Universität ausgestoßen worden; ja, ja, er hat's uns selber erzählt. Wir sind gute Christen, niemand von uns hat eine Ahnung gehabt, was er tun wollte, er ganz allein hat den Skandal gemacht. O ja, Ihr, Ludovico, habt uns die Schande und den Schaden gebracht! Ihr!“ . . .

Wie vernichtet sah Ludwig das Mädchen an; neben der Sprecherin stand mit triumphierendem Blicke Lorenzo. Da farbte glühende Röthe das Gesicht des Deutschen, er wandte sich ab, ein Fluch kam über seine Lippen. — Laura schien ihn zu bemitleiden, sie sprach leise auf Tommaso ein: dieser nickte und hielt sich bereit, Ludwig eine Botschaft zuzustrecken. Als man den Gefangenen die Treppe hinabführte, gelang es dem Weltschen, ihm ins Ohr zu raunen: „Begehrt einen Vater, laßt Euch katholisch machen, das rettet Euch!“

Ein Blick der Verachtung war die Antwort des Deutschen.

\* \* \*

Im hochberühmten Karzer der Universität Bologna, dessen Wände mit Schnurren aller Art, Zeichnungen und Sprüchlein, gereimten und ungereimten, in vielen Sprachen bedeckt waren, kam Ludwig aus der Verwirrung zurück und ward sich seiner Lage klar bewußt. Ihn belustigte dieselbe; der Rektor, der ein Freigeist

ist, wie schier alle Professoren, wird den Handel so krumm nicht nehmen; Ludwig dachte, sich daheim zu verantworten, daß er die Fleischsachen vor dem Verderben hätte sichern wollen, indem er sie in der Abendkühle ans Fenster stellte, und so weiter; man wird nicht allzusehr in ihn dringen. Ein lustiger Streich, davon sich erzählen ließ — wenn, ja, wenn nicht Ninetta ihm die Stimmung verdorben hätte! Das schöne Mädchen, zu dem ihn eine ehrliche Neigung, seine erste Liebe, hingezogen — die Schlange, wie hat sie ihm dieselbe vergolten! Und dieser Blick Lorenzos! Erwürgen hätt' er ihn mögen. Lotterbube! Aber wozu hat man sich als Fechter einen Namen gemacht? Warte! . . .

Der Pedell erschien, sprach Worte des Bedauerns und erkundigte sich nach den Wünschen des jungen Herrn. Ludwig griff in die Tasche; er war mit Geld hinreichend versehen, bestellte sich Wein und einen Imbiß. Darüber verging der Abend und über die Nacht half dem jungen Häftling ein gesunder Schlaf hinweg.

Als Ludwig beim Frühstück saß, das der allzeit bereitwillige Pedell besorgt hatte, sann er über ein lateinisches Distichon nach, in welchem er an diesem berühmten Orte sein Abenteuer mit dem Kalbskopf verewigen wollte; da erschien der Rektor vor dem Studenten, Seine Magnifizenz in hocheigner Person, um ihm anzukünden — was von ihm und dem Senate nicht gebilligt werde — daß die städtische, beziehungsweise

landesherrliche Obrigkeit seine Auslieferung begehrt habe. Vorläufig lasse sich in diesem Falle nichts anderes tun, als dem Begehren Folge zu leisten; er, der Rektor, ermahne ihn, das Unvermeidliche männlich — viriliter, more stoico — über sich ergehen zu lassen. An einem Protest der Universität werde es sicher nicht fehlen . . . Damit entfernte er sich.

Ludwig war erblaßt bei dieser Eröffnung. Der städtischen Behörde überstellt, das hieß dem Kriminalgerichte der päpstlichen Landesherrlichkeit ausgeliefert! Was kann das werden? Wie soll das enden? . . . Aber er hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken; schon traten die Ebirren ein, legten dem jungen Herrn Handschellen an und führten ihn unter dem Auflauf und Geschrei des Volkes nach dem Palazzo publico.

Gleich einem gemeinen Verbrecher sah er sich hier gehalten. Die einzige Vergünstigung, die man seinem Stande zuteil werden ließ, bestand darin, daß er eine Zelle für sich allein erhielt. Aber welcher Ort war dieselbe! Eng und finster, von einem hoch angebrachten Fensterchen aufs dürftigste erhellt, der Lehm Boden mit Unrat bedeckt, ohne Tisch und Stuhl, nur mit einem Schragen, worauf ein zerschlossener Strohsack und eine schmutzige Decke . . . Ludwig zitterte vor Scham und Ingrimm, als der Kerkermeister, ein schmieriger Gesell, ihn auf den irdenen Krug und das darauf liegende Stück Brot verwies und die Thür hinter sich verriegelte.

Das hat man ihm, dem deutschen Edelmann, zu bieten gewagt! Scham und Ingrimme nagten an seinem Herzen.

Und von draußen klang — es war Karfreitag vor-  
mittag — das erste Ostergeläute; draußen die süße  
Frühlingsluft und herinnen im dumpfen, feuchten Ge-  
laß Stank und Moder!

Es wird nicht ewig so sein, nicht ewig! Der Jüng-  
ling suchte sich zu trösten, warf sich auf die Pritsche und  
beschäftigte sich eine Weile mit dem Rat, den ihm  
Tommaso erteilt hatte. — Sein Vater würde ihm ja  
gewiß zustimmen: Cuius regio, illius religio! In des  
Papstes Gewalt wird man Papist! . . . Aber Ludwigs  
ehrliche Natur sträubte sich dagegen.

Wie elend ihm jetzt sein Dasein, wie häßlich die  
ganze Welt ihm erschienen! Wird man ihn foltern?  
Wohl möglich. Und dann verurteilen — zu den Ga-  
leeren? Er kennt die Gesetze nicht, aber man hat der-  
artiges schon gehört . . . Und dazwischen kam ihm jetzt  
wieder, immer wieder Ninetta in den Sinn. Die  
Schöne mit diesem Teufelsblicke, den sie zuletzt ihm  
zuwarf — Teufelin!

Die Nacht brach herein, so früh, und währte so lang  
in diesem Kerker und in der langen, langen Nacht kam  
kein Schlaf über seine Lider.

Als es tagte, vernahm er das festliche Geläute von  
allen Kirchen der Stadt: es ist Ostern. Festtag heute,

Festtag morgen und übermorgen; man wird ihn deshalb nicht vernehmen. Erst nach den Feiertagen kann ihm diese Gnade zuteil werden; ja wohl, eine Gnade für ihn!

Jetzt erfaßte ihn aufs neue der Gedanke, ob er dem Räte Tommasos nicht doch folgen sollte. Es schien die einzige Rettung in seiner Lage. Wenn er den Protestantismus verleugnete — es war eine Nothlüge, eine Kriegslift, nichts weiter . . . Und dennoch, nein! Lieber den Hunger leiden, der ihn zu quälen begann, lieber alle Peinen seiner Haft, als diese Heuchelei.

Eine neue Qual entstand ihm aus der Wahrnehmung, daß er heimlich beobachtet wurde. Von wem? Wozu? Er wußte es nicht. Aber er merkte, wie ein paarmal des Tages das kleine Guckloch an der eisenbeschlagenen Türe geöffnet wurde und zwei Augen sich auf ihn hefteten. Das war ihm unerträglich. Er schrie den Unbekannten mit wilden Worten an; er bat, er flehte, ihm Rede zu stehen — keine Antwort. Einem Ausbruch von Raserei, der so heftig war, daß der Junge am ganzen Körper zitterte, folgte eine langwährende, dumpfe Niedergeschlagenheit.

Die zweite Nacht ging vorüber, die dritte ging vorüber. Es war Ofterdienstag und noch immer keine Erlösung, noch immer kein Funken von Hoffnung. Wenn er doch nur jemand sprechen könnte und wenn es seine Richter wären, wenn es sein grimmigster Feind wäre! Ja, wenn es ein Mönch wäre — nur,

daß er wieder mit einem Menschen sprechen, sich diese ewig lange Zeit vertreiben könnte! . . . Aber, wenn er einen Mönch zu sich bitten ließe — bitten müßte er darum! — zu nichts anderem, als um mit ihm sich zu unterhalten, das würde seine Lage nur noch verschlimmern; nein, er müßte wirklich so tun, als ob er katholisch werden wollte. Und warum eigentlich nicht? Wer würde ihn deshalb verurteilen dürfen? Vielleicht lacht er selbst noch einmal über sein Katholischwerden. Ninetta würde mitlachen — o die! Wenn ich erst jenen Buben gezüchtigt, dich verachte ich! . .

Ach, seit seiner Mutter Tod hat er kein Herz mehr gefunden, das ihm Liebe, o nur ein wenig Liebe entgegengebracht. Nicht dieses Mädchen — sie hat es nie ernst mit ihm gemeint. Auch nicht sein Vater, der nur Jurist und Kanzler ist . . . Vielleicht am ehesten jener Rektor in Ingolstadt; der sprach wenigstens so, wie ein besorgter Vater, daß ihm dabei warm wurde — aber das war Jesuitentrug! . . .

Und wieder war es Nacht. Und als der Morgen kam, und mit ihm der Hunger, den der Häftling mit der ekelhaften Kost nicht zu stillen vermochte, und noch immer nichts darauf hindeutete, daß man ihm wenigstens das Verhör abnehmen wolle, da war's ihm endlich klar: es gibt nur einen Ausweg für ihn, er will und muß ihn betreten: der Rat Tommasos. Er verlangte Schreibzeug zu einer Mitteilung an den Prä-

fekten. Der Kerkermeister brachte es, und Ludwig schrieb — so, daß man ihm nichts vorhalten könnte, zum wenigsten nichts, was seinen Entschliefungen vorgriffe — er schrieb lateinisch: „Ich bedaure meine That. Schickt mir, ich bitte, einen Curer Priester, mit dem ich mich beraten könne.“ — Das war nicht zuweit gegangen. Mündlich konnte er allenfalls weiter gehen — wie weit, das wußte er nicht, und wollte es jezt nicht wissen.

\* \* \*

Der Cardinal-Erzbischof, als Delegat des Landesherrn, war von dem Vorfalle, der die ganze Stadt in Aufruhr brachte, alsbald verständigt worden; er selber war es, der entschieden hatte, daß der deutsche Student der Jurisdiktion des akademischen Senats entzogen werde. Einem voraussichtlichen Streit mit der Universität gedachte er dadurch die Spitze abzubrechen, daß er den Delinquenten veranlassen wollte, freiwillig Stadt und Hochschule zu verlassen, natürlich nachdem er öffentlich für seinen Frevel Buße getan; denn ihn straflos ziehen lassen, würde, müßte geradezu das Volk empören. Am Dranger sollte er Abbitte leisten, feierlich: dann, da er Kecker ist, kann man ihn ziehen lassen. Die Frage war nur, ob der Deutsche sich dazu verstehen wird? Denn diese Deutschen! Man müßte sehen, ihn mürbe zu machen; mürbe wird er ja werden . . .

Der Cardinal ließ den Stadtrichter kommen und er-

theilte ihm seine Befehle: den Häftling knapp zu halten, ihn einige Zeit sich selber zu überlassen und dabei zu beobachten. Erst wenn sein Troß gebrochen scheine, soll das Verhör stattfinden.

Als der Kardinal am vierten Tage den Besuch des Richters und von diesem das Schreiben Ludwigs erhielt, war er sichtlich erfreut; denn diese Bitte um einen Priester — das zeigte doch, daß der Sträfling irre geworden, ja, wie es scheinen konnte, sogar willens war, sich zu bekehren. Ob er es ehrlich meinte? Möglich. Gottes Fügungen sind wunderbar! . . .

Den geeigneten Priester mußte man finden. Der Kardinal sann hin und her, wem er die Mission übertrüge. Da fiel ihm der richtige Mann ein: Pater Agapit, ein Kapuziner, der lang in der Schweiz und Tirol pastoriert hatte und Deutsch verstand, auch die Reher wohl kennen mußte. Er würde wissen, wie der Delinquent zu behandeln sei; er stand ja auch im Rufe eines besonders frommen, seeleneifrigen Mönches. Dieser, wenn irgend einer, würde eine gründliche Sinnesänderung des Studenten bewirken können.

So übertrug denn der Kardinal dem höchlich erstaunten Kapuziner das heikle Geschäft. Dieser bat demütig um Gebet und der Erzbischof bestimmte, daß in einer Kirche das Allerheiligste ausgesetzt werde, um für die Bekehrung des Frevlers zu beten. Auch das Volk wird diese Anordnung begrüßen.

Dater Agapit, ein fränklicher Mann, von Arbeit vorzeitig gealtert, nahm seinen Auftrag überaus ernst. Denn freilich kannte er die Deutschen, kannte auch den Haß der Ketzer und ihre ungeheuerlichen Vorurteile — er war sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt. Vor allem suchte er sich in die Lage des jungen Gefangenen hineinzudenken: wie er, als ein Mann von Adel, zum gemeinen Sträfling erniedrigt, jedes Trostes beraubt, fern der Heimat, ohne einen Freund, sich so elend und verlassen fühlen mußte. Jener unglückliche König Enzo fiel ihm ein, der einst in eben diesem Stadthause gefangen gesessen und den die Liebe getröstet. Ach, nicht irdische, himmlische Liebe sollte sich des Knaben erbarmen! Er betete zur „Mutter der schönen Liebe“ und stellte ihr sein Anliegen anheim. Dabei erinnerte er sich, daß die Protestanten die Heiligenverehrung ja nicht kennen. Im Münster in Zürich hatte er es gesehen: alle Statuen, womit das katholische Mittelalter die Altäre, die Gewölbepfeiler geschmückt hatte, waren von den Bilderstürmern entfernt. Und er hat sich damals so fremd gefühlt, so klein und unvermögend in diesen Hallen, die noch immer ein gewaltiges Sursum corda sprachen, die ihn hinzuziehen wollten und dennoch ihn so kalt ließen: er wußte es selbst nicht, warum, bis es ihm allmählich zum Bewußtsein kam, daß hier die Heiligen, ihr Beispiel und ihre Fürbitte, fehlten. Und nun gar der Mutter be-

raubt zu sein, an die man zuerst sich wendet, um den erzürnten Vater zu versöhnen! Wenn er den Jüngling nur doch für sie gewinnen könnte! . . .

Er entschloß sich, seinen Bekehrungsversuch mit einer Rede über die Mutter Gottes einzuleiten und ging sogleich an die Bearbeitung seines Themas. Punkt für Punkt brachte er zu Papier; jedes Wort war wohl zu überlegen. Langsam und vorsichtig mußte er zu Werke gehen.

\* \* \*

Als am anderen Tage die beiden sich gegenüberstanden, der Mönch und der Student, sah einer den andern verwundert an: sie hatten sich schon einmal gesehen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Bologna war Ludwig auf einem Spaziergange außerhalb der Stadtmauern dem Kapuziner begegnet, dem ersten, den der deutsche Protestant zu Gesicht bekommen. Und wie ein wildes Tier hatte er den Kuttenmann gemuffert. Der Mönch dagegen, wie er die Blicke des Studenten so verächtlich auf sich ruhen sah, grüßte ihn ganz demütig mit einem freundlichen „Guten Abend, Herr!“, so daß der andere beschämt sein Hütlein lüftete und den Gruß kleinlaut zurückgab.

„Wir sind uns ja schon einmal begegnet,“ waren jetzt die ersten Worte des Paters. Und Ludwig nickte verlegen. „Aber, daß wir uns also wiedersehen!“ fuhr der Mönch im Tone des Erbarmens fort und sah in

das verstörte bleiche Gesicht des Jünglings und sah sich um in dem greulichen Selaß. „Kerkermeister,“ sprach er dann zu dem Manne, der noch in der Thür stand, „habt Ihr denn nichts anderes frei? Wenigstens zeitweilig? Weist uns doch für die Stunden unserer Unterredung einen menschenwürdigen Ort an!“ — Der Angeredete zuckte die Achseln. „Wenn Euer Hochwürden vielleicht mit dem Richter zu sprechen beliebten . . .“ Der Pater überlegte. „Das will und werde ich!“ sagte er und winkte dem Manne, sich zu entfernen.

Ludwig dachte: „Es ist doch gut, mit einem Pfaffen zu verkehren, denn was sie mir beschert haben, will keiner mit mir teilen. Recht so, es fängt gut an!“

Der Kapuziner begann jetzt deutsch zu sprechen und entschuldigte sich, daß er es nur noch mangelhaft zustande bringe. Jener, der das Italienische noch mangelhafter beherrschte, war erfreut über die ersten deutschen Laute, die er seit langem wieder vernahm. „Ihr seid in Deutschland gewesen?“ — „Ja,“ war die Antwort; „ich war in deutschen Landen und kenne das deutsche Volk. Ich habe es lieben gelernt!“

„Lieben?“ — Der Student mußte sich Gewalt antun, um nicht die ganze Bitterkeit zu zeigen, die dieses Wort in ihm hervorrief. Aber der Pater hatte ihn verstanden. „O ja, lieben!“ erwiderte er. „Die Deutschen sind ein kerniges und gemütvolltes Volk und,“ setzte er etwas zögernd hinzu, „wie sollt' ich sie nicht lieben als

meine verirrtten Brüder — Euch auch, mein armer Junge!“

„Mein armer Junge!“ — das war so warm gesagt und so zutreffend. Ja, das ist er, ein armer Junge! Ludwig war plötzlich von dem Gefühle seines Elendes wie übermannt; er hielt gewaltsam an sich, um nicht in Weinen auszubrechen.

Der Mönch suchte seine Hand; Ludwig entzog sie ihm und lehrte sich ab; er ließ sich auf den Schragen fallen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Pater Agapit setzte sich neben ihn.

„Junger Freund,“ begann der Kapuziner nach einer Weile, „auch die Widerwärtigkeiten dieses Lebens sind Fügungen Gottes, der immer und auf jede Weise unser Bestes bezweckt. Verzagen wir nur nicht! Denn seht,“ — nun wollte er langsam seine Rede beginnen — „er hat uns ein Unterpfind seiner Liebe gegeben, als er sterbend vom Kreuze sprach: ‚Sieh da deinen Sohn; sieh da deine Mutter!‘ Es war das Testament des Heilandes.“

Der Jüngling sprang auf, seine weichmütige Stimmung war einer trotzigten Aufwallung gewichen. „Pater, von Liebe redet Ihr? Ich habe in der Welt nichts anderes erfahren als Eigennuß und Haß; seit meiner Mutter Tod nichts anderes . . . Sagt lieber, der Haß ist's, der die Welt regiert!“ Er ging, so weit die Enge des Kerkers es verstattete, auf und ab.

„Bin ich, meint Ihr, aus Haß zu Euch gekommen?“ sagte der Pater. Wehmut über die Verkennung seiner Absicht lag in diesen Worten.

Ludwig lachte. „Wollt Ihr mir sagen, warum Ihr gekommen seid? Sagt es mir, wenn Ihr könnt und — dürft, und ich verspreche, Euch dagegen etwas anderes zu sagen: warum ich einen von Euch zu mir gebeten habe.“

Dem Deutschen war es ernst mit seiner Rede; diesem Alten gegenüber, wenn er es ehrlich mit ihm meinte, wie er sich den Anschein geben will, wenn er nicht bloß als ein Werkzeug päpstlicher Diplomatie zu ihm kam, dem Alten gegenüber zu heucheln, nein, das brachte er nicht über sich. Er will es ihm gerade heraus sagen, daß er nur diese tödliche Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, daß er nur versuchen wollte, seine Lage irgendwie zu verbessern.

„Warum ich zu Euch gekommen?“ erwiderte ruhig der Pater. „Weil ich gesandt worden bin, denn Ihr habt einen Priester verlangt. Aber wenn ich gewußt hätte, daß ich bei Euch Zutritt fände, glaubt mir, ich hätte nicht erst auf Euren Ruf und den Befehl eines Obern gewartet! Gott ist mein Zeuge, junger Freund, mein erster Gedanke, als ich von Eurem Frevel hörte — verzeiht, daß ich es so nennen muß — mein erster Gedanke war: könnte ich doch diesem Jünglinge die Augen öffnen, könnt' ich ihm sagen, wie unbedacht er

gehandelt, da er das Erbarmen des Heilandes mit Auflehnung, die Liebe mit Hohn erwidert.“

Ludwig war erstaunt. „So faßt Ihr's auf? Ich hab' aus Übermut gehandelt; weiter nichts!“

„Eben das meine ich; Ihr wußtet nicht, bedachtet nicht, was Ihr getan. Und seid Protestant. . . Bekennt Ihr Euch, wenn ich fragen darf, zur Lehre Luthers? Oder seid Ihr ein Anhänger Calvins<sup>1)</sup>?“

Ludwig war es verbrießlich, darauf antworten zu sollen; doch gestand er nun ehrlich: „Als ich von Hause fortging, war ich Lutheraner; wenn ich wieder heimkomme, werde ich mich vielleicht als Anhänger Calvins zu bekennen haben — möglich, man weiß nicht, wie bis dahin sich der Kurfürst entscheiden wird.“

„Povere mio, povere mio!“ sprach der Pater entsetzt vor sich hin.

„Ich glaube an den dreieinigen Gott!“ sagte Ludwig trocken.

„Seht und Ihr glaubt nicht an das heiligste Sakrament, nicht an die Liebe des Herrn!“ — Der Mönch fing jetzt an, warm zu werden; er sprach — nicht von Maria, wie er sich vorgenommen hatte, sondern von der Liebe Gottes, und leicht und fließend und überströmend kam ihm die Rede vom Munde.

Ganz erstaunt sah der Jüngling in das abgekehrte,

---

1) Luther glaubte noch an das Sakrament des Altars, Calvin verwarf es.

vom Feuer der Begeisterung erglühte Gesicht, in das leuchtende Auge des Mönches; und das, was er nun hörte, hatte er noch nie gehört, oder wenigstens nie so verstanden: daß Liebe der Beweggrund des Schöpfers war; Liebe und nur Liebe das Endziel der Erlösung, Liebe das Gesetz des Geistes. „Und Ihr fragt mich, warum ich zu Euch gekommen? Wenn ich heute, wenn ich in dieser Stunde mit meinem Leben das Gute erkaufen könnte, retten könnte Ewige unsterbliche Seele, Jüngling, o mit welcher Freude ich mein Leben für Euch lassen wollte!“

Ludwig, nicht gerade aus Argwohn, nicht um den Alten zu kränken, nur weil ihm diese Sprache so völlig neu war, zuckte unwillkürlich die Achseln.

„Ihr meint, das wäre zu viel gesagt,“ fuhr der Vater demütig fort; „aber wenn ich die Gnade hätte, für Euch mein Leben zu opfern, was tue ich mehr, als Millionen getan, Tausende noch heute tun? Was die Missionäre in die Gefahren einer Weltreise, zu wilden Völkerstämmen, in den fast sicheren Tod treibt, was ist es denn, wenn nicht die Liebe? Was wir im Leben all der Heiligen bewundern, die sich mit den Gefangenen eingesperrt, die mit den Leidenden gelitten, mit den Hungernden gehungert haben, was sie bei alledem im größten Schmerz und in der tiefsten Schmach glücklich gemacht: was ist es anderes als die Liebe? Ja, können wir Christen denn ein anderes Beispiel befol-

gen, als das uns Christus selber gegeben, der jedes Leid, das je einen Menschen gequält, willig auf sich genommen, sein Blut für uns vergossen und zum letzten immerwährenden Zeugnisse seiner Liebe das Sacrament des Altars eingesezt, durch das er sich mit uns vereinigt. . .“

Da unterbrach der Jüngling. „Es ist genug,“ sagte er; „ich bin müde!“ Und nach einer Weile sezte er bei: „Ich danke Euch!“ und wandte sich ab.

Pater Agapit erhob sich. Traurig sagte er: „Mein armer Freund — darf ich wieder kommen?“

„Morgen!“ war die kurze Erwiderung. — „Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Mönch. Aber er mußte sich selbst die Antwort geben. „In Ewigkeit. Amen!“ sagte er leise und ging.

\* \* \*

Als der Kapuziner einige Stunden später in seine Zelle zurückgekehrt war, warf er sich vor dem Kruzifix auf die Kniee und weinte bitterlich. Er achtete kaum seines alten Herzleidens, das ihn jetzt wieder befallen hatte, so sehr drückte ihn das Bewußtsein seines Unvermögens, der Erfolglosigkeit seiner Worte, deren Grund er in seiner eigenen Unvollkommenheit erblickte. Er bat einen alten Freund, der auch sein Beichtiger war, zu sich und schuldigte sich vor ihm an im allgemeinen wie im besonderen; denn auch das schien ihm nicht recht getan, daß er seinem Vorsaze nicht treu geblieben,

nicht von der Mutter Gottes gesprochen, wie er mit so viel Fleiß es sich ausgedacht . . Und dann betete er aufs neue zur Mutter der schönen Liebe, daß sie ihm die Gnade erflehen möchte, doch morgen mit jener Krafft der Überzeugung, die er selber besaß, von ihr zu reden, der Mutter des Erbarmens, der Mittlerin . . . Ach, wenn er es erreichte, die Seele dieses Jünglings zu retten! Und wenn er sein eigenes Leben einsetzen dürfte, ja, wenn Gott dies arme Opfer von ihm annehmen wollte! . . .

Ludwig lag indessen auf dem Schragen seines Gefängnisses. Hier war die Dämmerung schon hereingebrochen, die Nacht, die gefürchtete, fing wieder an; und wirr, wie Schneeflocken in Märzstürmen, wirbelten die Gedanken in seinem Haupte, Gedanken, die er nie gedacht, die auszudenken ihm unmöglich schien. . .

Er war eine Weile so gelegen, da weckte ihn der Schlüsselbund des Kerkermeisters aus seinem Brüten. Mit höflichen Worten ward ihm angekündigt, was der Richter soeben über ihn verfügt hatte: er solle nicht weiter als gemeiner Sträfling behandelt, sondern in das eigene Haus des Richters überführt werden. Der Kerkermeister bat den jungen Herrn, wie er jetzt ihn nannte, ihm zu folgen. — Dieser erhob sich, die Fesseln wurden ihm abgenommen. Willenlos folgte er dem Manne durch lange Korridore; dann die Stiege hinab und wieder über mehrere Gänge, bis sie zuletzt durch

eine kleine Seitenpforte auf die Gasse traten. Hier stand ein geschlossener Wagen. Ludwig und sein Begleiter bestiegen ihn und nach Verlauf einer Viertelstunde hielt das Gefährt unweit des südlichen Stadttores vor einem mit Mauern umgebenen, villenartigen Gebäude. Sie traten ein, kein Mensch war rings zu sehen; sie stiegen eine Treppe hinauf, ein Zimmer im ersten Stockwerke war dem Gefangenen zur Wohnung angewiesen. Als bald werde er auch sein Abendessen erhalten, „eines, daß Ihr zufrieden seid,“ sagte schmunzelnd der Kerkermeister und ging.

Ludwig sah sich verwundert um. Das war aber doch kein Gefängnis mehr, das war ja eine Stube, eine bessere Gaststube, mit allem eingerichtet, was das Bedürfnis und die Bequemlichkeit erforderte! Die beiden großen Fenster gingen gegen den Garten zu und waren nicht einmal vergittert! Aber da konnte er ja vom ersten Stockwerke hinab in den Garten und hinüber über die Mauer, die ihm nicht allzu hoch schien, in die benachbarten Vignen, von dort zum Stadttore, wo er sich unter die Menge mischt, und hinaus — er konnte, wenn er wollte, entfliehen!

Aber dieser Gedanke hatte augenblicklich keinen besonderen Reiz für ihn. Sein Interesse am Kapuziner war ein so lebhaftes, daß er ungern darauf verzichtet hätte, ihn wiederzusehen. Zudem stand es ihm fest, daß diese unverhoffte, überraschende Besserung seiner Lage

durch den Vater erwirkt worden war, und — der Vater wird sich auch weiter um ihn annehmen! . . .

Jetzt vor allem wollte er die Gelegenheit benützen, sich endlich wieder zu waschen, die Kleider zu reinigen. Welche Wohlthat für ihn! Und dann trat er ans Fenster, öffnete es und beugte sich hinaus und atmete in vollen Zügen die lang entbehrte, balsamische Luft. Unten in den Lorbeerbüschen hüpfen die Amseln lockend hin und her — ein Strahl der Freude leuchtete in dem Gefangenen auf. Und als der Kerkermeister nun auch eine kräftige Abendmahlzeit gebracht, und Ludwig den hungerrigen Magen beruhigt hatte, da überkam ihn sogar ein Gefühl des Wohlbehagens. „Der Vater, der Vater,“ summte und lachte er vor sich hin, „ein Freund des Rehers! Ein sehr schätzenswerter, sehr brauchbarer Freund . . .“

Bald aber zogen ernstere Gedanken in ihm ein, Gedanken, die sich an die Rede des Mönches schlossen: wenn es wahr wäre, was jener sagt, daß L i e b e der Angelpunkt des Universums ist! Welch anderes Ansehen gewänne dann diese Welt! . . .

Er trat wieder ans offene Fenster; es war Abend geworden. Nur von ferne tönte das Geräusch der Straße, die Amsel saß auf dem Gipfel einer Zypresse und sang in langgezogenen Lauten; gerade ober ihr tauchte ein Sternlein auf, dann noch eins . . . Ludwig blickte hinan, und verlor sich in Gedanken: an Ninetta

— ein sehnender Schmerz durchzuckte ihn, zornig wandte er sich ab; an seine Heimat, die in diesem Augenblick keinen Reiz für ihn hatte; an seine Freunde, die ihm verächtlich und abstoßend erschienen . . .

Müdigkeit und Schlaf machten sich fühlbar. Er schloß das Fenster, legte die Kleider ab und warf sich hastig in das behagliche Bett. — Ein langer, ruhiger Schlaf erquickte ihn nach den harten Entbehrungen der letzten Tage.

\*   \*   \*

Der sonnenhelle Morgen brachte dem Gefangenen aufs neue seine Lage zum Bewußtsein. Er überlegte und kam abermals zu dem Schlusse, daß er unter diesen Umständen am besten tue, seine Hoffnungen auf den Kapuziner zu setzen; den Fluchtgedanken mochte er nicht weiter in Erwägung ziehen.

Und wieder vertiefte er sich in den Gedanken von gestern: Wenn es wahr wäre, was jener von Liebe gesprochen! . . . Ach, auch wenn es Täuschung ist: um wie viel glücklicher die Menschen, die sich von der Liebe geschaffen, von der Liebe geführt glauben, und die ihren Lebenszweck darin erblicken, Liebe zu üben! . . . Dem Kapuziner will er es nicht streitig machen, daß er zu diesen gehört. Hat er sich nicht alles dessen, was die Welt ersehnt, entäußert, freiwillig? Und warum, wenn nicht aus Liebe? . . . Das war ihm auch schon in Ingolstadt aufgefallen an den Jesuitenpatres, wie sie leben:

streng gegen sich, voll werktätiger Liebe gegen andere. Wenn es Heuchelei war, wofür er es damals hielt — diese Heuchelei haben doch alle Armen und Kranken der Stadt gesegnet.

Aber „Heuchelei“, das haben ihm die lutherischen Prediger gesagt, dieselben, die soviel anders sind und vor allen auch keine Festigkeit der Gesinnung besitzen. Mit der Sinnesänderung des Kurfürsten war immer auch ein Frontwechsel dieser Geistlichen erfolgt. Das hat ihm schon sein Vater wie oft bemerkt, und der Vater selbst, er müßte nicht kursächsischer Kanzler sein und es bleiben wollen, nahm sich ein Beispiel daran. „Ich glaube an den dreieinigen Gott,“ pflegte er zu sagen; „was darüber hinaus ist, mögen die Pfaffen unter sich ausmachen.“ Das Wort hatte sich auch Ludwig zur Richtschnur genommen.

Denn ja, wer auf das Gezänk der Theologen hören wollte! Auf ihre Spitzfindigkeiten in der Auslegung der Schrift, ihre wüsten Ausfälle gegen alle Andersdenkenden, nicht bloß gegen Katholische, auch gegen Calviner — dieser Haß, der sie alle beseelt in ihren Reden und Schriften! . . . Gestern hat ein Mann der Liebe zu ihm gesprochen; so wie diesen Kapuziner hat er noch keinen von ihnen sprechen hören. Ludwig erinnerte sich, was der Mönch über das Geheimnis des Altars sakramentes gesagt — das er selber verhöhnt hatte —, das aber, das begriff er nicht. Daß die Liebe

Gottes das Geheimnis sei, daran hatte er noch niemals gedacht . . .

Ein Klopfen an der Thür störte den Träumer. Er sprach „Herein!“ und Vater Agapit trat vor ihn, müde, erschöpft von einer durchwachten Nacht, die Spuren seiner schweren Krankheit auf dem verhärmtten Antlitz. Fast zaghaft klang der Gruß des Älten; aber Ludwig eilte ihm entgegen. „Guten Morgen, Vater!“ sagte er mit lauter, weicher Stimme und reichte ihm freundlich die Hand. Er wollte ihm einen Platz am Tisch anbieten, der in der Mitte des Zimmers stand, zog es aber vor, seinem Besucher erst die Herrlichkeit des Frühlings zu zeigen, die er vom Fenster aus heute schon genossen und wofür er ihm danken wollte; auch für die neue Wohnung dankte er ihm und für die Mahlzeit und für die Nachtruhe, was ihm alles so wohl getan: „Ihr meint es gut mit mir, Vater!“

„Glaubt Ihr das?“ sagte freudig gerührt der Mönch und wagte es, des Jünglings Hand zu erfassen, die dieser ihm willig ließ. So standen sie eine Weile Hand in Hand am offenen Fenster, und der Mönch sann darüber nach, wie er nun seine Rede von der Mutter Gottes einleiten sollte, um des Zuhörers empfängliches Gemüt für sie zu entflammen. Ludwig, der bemerkte, wie dem kranken Manne das Stehen schwer wurde, brachte einen Stuhl herbei, damit er sich setze.

Inzwischen war nun aber gerade die Sonne hinter

einem nahen Kirchengebäude herausgetreten und durchleuchtete mit einem Male die Schleier der Dämmerung, die vordem über den Garten lagen; die Vögel spürten alsbald den wärmenden Zauber des Lichtes und hüpfen singend und zwitschernd von Ast zu Ast, und die Tautropfen auf allen Blumen und Blättlein glitzerten auf, und farbenglühend lag die Pracht des jungen Frühlings zu ihren Füßen.

„Seht doch, wie schön!“ rief Ludwig und beugte sich entzückt über die Fensterbrüstung, um recht zu genießen; und er dachte bei sich: „Wenn ich nur jetzt nicht einen theologischen Sermon mit anhören müßte!“ . . .

Und nun gebt acht! Auch der Mönch sah unverwandt hinaus aus dem Schatten des Gemaches in den Sonnenglanz der Weite und eine tiefe Bewegung ging in ihm selber vor — war es, daß er seines nahenden Todes dachte? Denn als ob seine Seele aus dem Schatten des Todes zum erstenmal hinüberblickte in die Regionen des Lichtes, so starrte sein Auge dahin, wo die Sonne durch Laub und Blüten schimmerte. Und nach einer Weile sagte er in einem ungewohnten Tone: „Wann einst das Kreuz am Firmamente flammt, o nur eine Frage werden wir dann beantworten müssen: Ich habe dich geliebt ohn' Ende: Menschenkind, wie hast du meine Liebe vergolten?“

Ludwig sah erstaunt in das vergeistigte Gesicht des Greises; dieser, wie verloren in ein Gesicht, fuhr jetzt

mit weicher Stimme fort: „O, wenn wir es erkennen werden, wie sehr er uns geliebt hat jeden Tag, jeden Augenblick unseres Lebens! . . . Da er den Samen die Kraft verlieh, zu wachsen und zu zeugen, so wirkt in jedem Samenkörnlein die Schöpfergewalt fort und immer fort. Und damit wir uns dessen bewußt würden, schuf er den Wechsel der Jahreszeiten, daß wir mit Augen sehen das ewige Werden . . . Und siehe den Tau in seinem Glanze, sieh die Blumen in ihrer Herrlichkeit, die Schönheit alle, die dem Kleinsten aufgedrückt ist wie dem Universum — was ist die Schönheit, wenn nicht der Gottesblick, der Blick seiner Liebe, mit dem er uns anziehen will? Denn, warum sag' ich es nicht, da der Herr doch die irdische Liebe gegeben als einen Abglanz und zum Verständnis der göttlichen: sieh, so hat er die Menschenseele umworben, ihr die Welt zu Füßen gelegt, die Leuchten des Himmels, den Spiegel des Meeres, die Tempel des Hochgebirges, sieh, alles ist dein! Und in der Schönheit, die auf allem ruht, lies sie, die Widmung seiner Liebe! Lies sie in der millionenfachen Offenbarung des Schöpfers, lies sie im stillen Walten des Erhalters! Denn, daß wir atmen und sprechen und sinnen — über alle Dinge, über Himmel und Erde, reicht des Menschen Sinnen — auch dies ist sein Geschenk, das Geschenk der Liebe, die nicht abläßt, o nicht abläßt, um Gegenliebe zu werben.“

Das war nun, wie der Mönch es vorbrachte, so klar, so sonnenklar — Ludwig dachte: „Wenn es so nicht wäre, wärlch anderer Beweggrund könnte Gottes würdiger sein?

. . . Aber, fiel ihm nun ein, „wenn das Walten des Schöpfers sich immerfort erneuert, wie mag es sich dann verhalten mit dem Wirken des Erlösers und des Geistes?“

Ludwig warf diese Frage auf.

Der Greis wandte sich zu ihm. Er sah das hochgerötete Gesicht des Jünglings, sah, wie dessen Seele sich geöffnet hatte gleich der Muschel, die dem Tau sich erschlossen. „Ob nicht auch die Heiligung sich erneuere, meint Ihr, das Werk des Geistes? O Kind, ist nicht der Geist vorab die Liebe? Und seid Ihr selber es nicht inne worden, wie wundersam der Mensch geführt wird in jedem Geschehe, das uns widerfährt, in jedem Worte, das uns von der Lippe gleitet? . . . O, wenn wir einst sehen werden! Wenn diese Augen das Licht schauen, das alle Rätsel des Daseins enthüllt und das Gewebe unseres Schicksals bloßlegt! Wenn wir zurückblicken werden auf die Reihe unserer Tage wie auf ein kunstvolles Schauspiel und darin erkennen werden Spiel und Gegenspiel und in allem die waltende Hand des Geistes!“

Ludwig vergegenwärtigte sich, wie er nach Bologna gekommen war, hier in Gefangenschaft geriet, hier mit

dem Mönch zusammentraf — ist das Gottes Fügung? — Ist das die Liebe, die sich also an ihm rächt? . . . Er erschrak; er schämte sich seiner selbst, Tränen traten in seine Augen.

Dem Mönch entging nicht die Ergriffenheit des Jünglings, sie schien ihm das sichere Zeichen seiner Sinneswandlung.

„O, wann wir sehen werden, die Hand erkennen werden, die unsere Herzen lenkt wie Wasserbäche!“ . . .

Der Greis sprach mühsam, aber die Glut, die in seinem Innern lohte, zwang ihn zu reden; und mit Anstrengung aller Kräfte fuhr er fort: „Jüngling, wie der Schöpfer seine Allmacht, wie der Geist seine Gnadenführung fort und fort betätigt, sieh, so erneuert sich fort und fort auch das Erlösungswerk des Sohnes! Sieh, der Menschgewordene, der nur wenige Jahre auf Erden gewandelt, nur an wenige seiner Volksgenossen das Wort seiner Lehre gerichtet, nur die Kranken Judäas geheilt hat: sterbend hat er seine Arme ausgebreitet, um die ganze Welt zu umfassen, und ist auferstanden, um fortan unter allen Menschen zu weilen, alle Tage bis ans Ende der Welt. Darum, wenn die Sonne sinkt am einen Ende der Erde, dämert am andern der Morgen auf; wenn die eine Glocke hier verklang, fängt eine andere dort zu läuten an, damit sich Tag und Nacht und jede Stunde des Jahres erneue das Erlösungswerk des Herrn. Und

Tag und Nacht, in allen Himmelsgegenden weist der Erlöser unter uns im Tabernakel. Denn der von Ewigkeit ist, der Dreieinige, er wirkt und waltet in Ewigkeit!“ . . .

Dem Jüngling war es, als hätte sich vor ihm ein Vorhang aufgetan, und als blickte er hinaus, durch eine Flucht von Sälen, hinaus in die unendliche Weite: nichts hatte ihm vordem für sicher gegolten, als der Lehrsatz von der Dreieinigkeit, und nun stand es wie eine Erleuchtung vor ihm, daß der Glaube an die Dreieinigkeit auch den Glauben an jenes Sakrament umschließe, das er verhöhnt; weil das Walten der Gottheit ein beständiges ist: wie der Schöpfer zugleich Erhalter, wie der Geist Führer und Erhalter ist zu jeder Stunde, so dauert fort auch das Erlösungswerk des Sohnes, wie Christus es gesagt hat<sup>1)</sup>: Mein Vater wirkt bis zur Stunde, und so wirke auch ich.

Ludwig, lebhaft bewegt, wollte an den Mönch eine Frage richten; aber dieser schien jetzt seinen Zuhörer mit einem Male vergessen zu haben. Er hatte sich über die Fensterbrüstung hingelehnt und lispelte vor sich hin: „Anima Christi, sanctifica me!“<sup>2)</sup> . . .

Dabei atmete er schwer und hatte seine Hände trampfhaft ans Herz gepreßt; dann sprach und stam-

<sup>1)</sup> Johannes 5, 17.

<sup>2)</sup> Seele Christi, heilige mich!

melte er weiter: „O bone Jesu — ne permittas me — separari a Te“ <sup>1)</sup> — —

Und plötzlich verstummte er; ein tiefer Atemzug — ein Seufzer — Ludwig, der noch ganz in sich versunken neben ihm gestanden war, sah auf und erschraf vor dem leichenfahlen Gesicht, vor dem brechenden Auge des Mönches, der sich seitwärts neigte und jetzt zu sinken drohte — der Jüngling breitete seine Arme aus, um den Sinkenden zu halten, und hielt einen Sterbenden in seinen Armen. „Merior, pregate per me!“ („Ich sterbe, betet für mich!“) waren die letzten Worte des Vaters.

Ludwig schrie auf; er rief nach Hilfe, rief laut und lauter — es währte lange, bis man der Rufe achtete. Als endlich die Thür geöffnet wurde und Dienerschaft herbeigeeilt kam, traf sie den Mönch als Leiche und neben ihm den deutschen Studenten in Ohnmacht hingefunken.

\* \* \*

Man erzählt von einem Vorfalle, der zwanzig Jahre später in Augsburg großes Aufsehen erregt hat: wie am Karfreitag an der dortigen Bußprozession sich ein Kapuzinermönch beteiligt habe, der ein ungeheures Kreuz auf seinen Schultern schleppte, zur Strafe — so erzählte er der verwunderten Menge — zur Strafe

---

<sup>1)</sup> O guter Jesu, laß mich nicht getrennt werden von dir!

seines Frevels, den er einst als Jüngling gegen das Geheimnis der Liebe begangen habe.

Jener Mönch war, wie man erfuhr, Ludovicus Saxo, einst mit seinem Laiennamen Edler von Einsiedel geheissen, der als Student in Bologna das Kleid des heiligen Franziskus genommen. Er ist gestorben im Rufe großer Heiligkeit, da man zählte sechzehnhundertacht Jahre nach unseres Herrn gnadenreicher Geburt.

★



Um Pulver und Blei



---

Der Abend ist so mild und freundlich, bleiben  
Wir lieber hier auf der Altane, sieht  
Und hört und stört uns niemand — heißt das,  
Wenn's unserm kleinen Kobold so gefällig . . .

Und also die Geschichte, die ich euch  
Erzählen wollte von den zwei Tirolern,  
Die Anno neun zum Kaiser fuhren um Pulver  
Und Blei und dann die schwere Heimkehr hatten.<sup>1)</sup>  
— Das Spielen, Kinder, laßt! Von Männerarbeit  
Erzähl ich euch. Ihr Buben gar, merkt auf!  
Daß, wenn euch einer fragt: Was kostete  
Der Ruhm der Väter? Daß ihr dann Bescheid wißt

## I.

Von Ischl führt die Straße durch das Trauntal  
Nach Laufen und Goisern, ostwärts dann nach Aussee.  
Damals, im Jahre neun, war ein geringer  
Verkehr, und gar im Lenz, kurz nach Georgi,

---

<sup>1)</sup> Diese im wesentlichen historisch treue Erzählung stützt sich auf die handschriftliche Reiseschilderung des Kronenwirtes J. J. Straub im Museum Ferdinandeum in Innsbruck. Vgl. auch P. Ferdinand von Scala, Jos. Fr. von Sales Huter, Stadtbauemeister in Innsbruck, ein vergessener Patriot (Innsbruck, Wagner, 1903), wo auch das Manuskript Straubs ausgiebig verwertet ist.

Wo auf den Bergen überall noch Schnee liegt,  
 Fährt wohl auch heute niemand zum Vergnügen.  
 Lastwagen sah man kommen ihrer drei,  
 Nicht hoch, doch schwer geladen, daß die Rosse  
 Selbst auf dem ebenen Weg zu ziehen hatten.  
 Und sieh, vor Laufen, nicht zweihundert Schritte  
 Vom Wirtshaus mehr entfernt, da halten sie!  
 Der Fuhrmann hat zurückgesehen und  
 „Jetzt ist er's“, rief er seinen Knechten zu;  
 „Jetzt, Mander, reden wir!“ Da wandten sich  
 Die Knechte ebenfalls. Was war's? Ein Kutschlein  
 Kam ihnen nach. Es wird der Herr sein, dem  
 Die Fracht gehört . . .

Die Kutsche hält, und draus  
 Entsteigt, gekleidet in Tiroler Tracht,  
 Wie sie die bessern Bürger damals trugen,  
 Ein untersechter Mann, so Mitte Dreißig,  
 Kraftvolle Züge, rechte Adlseraugen —  
 Wär ein Tiroler da, der müßt ihn kennen: —  
 Der Josef Straub, der Kronenwirt von Hall!

„Je nun, was gibt's?“ fragt er erstaunt die Fuhrleut.  
 Und da sie schweigend sich einander ansehen,  
 Beginnt nun er: „Ich weiß nicht, was das ist,  
 Von Huter immer keine Spur noch! Gestern  
 Am Abend wollt er uns in Ischl treffen —  
 Es könnt ihm doch am Ende was passiert sein . . .“

Und sorgend sah er drein. Jetzt wagt's der Fuhrmann:  
 „So ja, der wird sich halt was Bessers wissen,  
 Als so mit Euch zu ziehn die Kreuz und Quer.“  
 Der Sprecher lugt' nach seinen Knechten aus.  
 Die näher traten. „Ist's nit so, hm, Naz?  
 Wir haben's g'sagt, der Kamerad vom Herrn,  
 Das ist der G'scheiter', ja, der kommt nit mehr.“ —  
 „Ah,“ sagt' der Naz, „der ist ihm g'scheit genug,  
 Die Tölpel sind grad wir, ha, oder nit?“  
 Jetzt hat der Fuhrmann Vorspann. „Wahr ist's, 's  
 selbst!

Ein Narr müßt einer sein, ein platter Narr!  
 Bis Goisern fahr ich noch und weiter nit.  
 Dort fehr'n wir um, Mander, dort fehr'n wir um!“  
 Und alle vier, die Knechte und der Fuhrmann,  
 Bekräftigten's: Kehrt wird gemacht in Goisern!  
 Sind keine Narren, fehren heim nach Lambach!

Da war, ich meine, dem Tiroler übler  
 Zumut als man ihm ansah. Schweigend maß er  
 Den Sprecher erst von Kopf zu Fuß und sagt' dann:  
 „In Goisern also wird ein andrer Fuhrmann  
 Zu finden sein; der Wagen mir und Knechte  
 Und sieben Pferde stellt!“ — „Das weiß ich nicht.“ —  
 „Das weiß denn aber ich,“ fuhr jener fort;  
 „In Goisern und in Aussen, weit und breit,  
 Ist jetzt kein Fuhrwerk, wie ich's brauch zu haben.

Und ich, ich sitze da, wo ihr mich abseht —  
Ihr Schurken!“

So, das saß! „Was, sagt Ihr, sind wir?  
Ha, was? Sagt's noch einmal!“... Der Fuhrmann schrie:  
„Hab ich mein Wort nit redlich g'halten? Nach  
Tirol war's ausg'macht, wißt Ihr, über Salzburg!“

Entgegnet der Tiroler: „Über Salzburg  
War nicht gesagt. In unserem Vertrag  
Heißt's: nach Tirol.“ — „Versteht sich, über Salzburg.“ —  
„Das war nicht möglich, weil uns die Franzosen  
Den Weg verlegt. Ihr habt in Böcklabruck  
Doch selber beigestimmt, daß wir nun über  
Den Attersee nach Ischl fahren.“ — „Freilich,  
Und nachher übern Mondsee gegen Salzburg!“ —  
„Wenn Salzburg aber schon vom Feind besetzt ist!  
Habt Ihr's in Ischl nicht gehört? Es ist  
Kein Weg mehr ins Tirol als über's Ennstal!“ —  
„Ja gar noch etwa über die Türkei!  
Ich mach' Euch nit den Narren, sucht ein' andern!  
Da schaut nur meine Säul an! Gestern über  
Den Weißenbacher Wald, mein Lebtag hab ich  
Kein solches G'frett nit g'habt! Die Schinderei!  
Die Kösser fall'n mir ja vom Fleisch, und wir,  
Wir halten's auch nit aus, ich tu's nit mehr!“

Nach kurzer Weile sagte jetzt der Straub:  
„Bald an den besten Leuten wird man irre.

Der Postmeister von Lambach auch, der Stöger,  
 Ich werd's ihm sagen, hat mich auch betrogen." —  
 „So na, das ist ein Ehrenmann, der Stöger." —  
 „Ich hielt ihn auch dafür. Euch aber kennt er,  
 (Ihr lebt ja sozusagen nur von ihm)  
 Euch muß er kennen; und er sagt: auf Euch  
 Wär ein Verlaß!" — „Jetzt, Herr, das laß ich mir  
 Nicht bieten!" stieß der Fuhrmann drohend aus.  
 Da reckt' sich der Tiroler, schob die Hände  
 In seinen Gurt. „Ich meinte nur. Man redet,  
 Wie man's versteht, und wie man eins erzogen.  
 Bei uns im Land Tirol, wenn wer sein Wort gibt,  
 Dann hält er's auch." — Darauf der Fuhrmann trozig:  
 „Ja, Pfifferling! Z'grund richten wird sich niemand."

Straub sah ihn an und änderte den Ton.

„Zugrunde richten, Freund? Nun laßt mich reden!"  
 Da war ein Meilenstein, er setzte sich.

„Ich wolle Euch zugrunde richten, meint Ihr?  
 Kann ich das wollen? Just das Gegenteil.  
 Ich brauch Euch: geht's Euch übel, fahr ich selber  
 Am schlimmsten; Euer Vorteil ist der meine."

Jetzt hält er inne. Drüben rauscht die Traun,  
 Die weiß und grünen Wellen hüpfen plaudernd  
 Von Stein zu Stein, und Märlein sinnt der Schlaue.  
 „Wir wollen's friedlich scheiden," sagt er dann.  
 „Ihr wißt nicht eigentlich, wie's um mich steht" . . .

(In Wahrheit kannten sie kaum seinen Namen;  
 Sie sprachen kurzweg nur von ihm als Herrn,  
 Und sein Genosse hieß der andre Herr.)  
 „Ich bin, damit Ihr's wißt, ein Handelsmann  
 Und muß den Vorteil nützen, wie sich's gibt.  
 In Linz und Wels hab ich die Ware, die Ihr  
 In Kisten da und Fässern führt, erstanden.  
 Ich will's Euch sagen: Kupfer, Glött und Schwefel,  
 Auch etwas Silber. (Just des Schwefels wegen  
 Mahnt ich zur Vorsicht immer mit den Pseifen.)  
 Ich konnte billig kaufen, heutzutage  
 Braucht jeder Geld, und hab den Handel mit  
 Dem Glockengießer in Wiltau abgeschlossen.  
 Noch vierzehn Tage bleibt er mir im Wort.  
 Den Schwefel brauch ich für die Pulvermühle  
 In Fieberbrunn, auch bis dorthin . . . Mein halbes  
 Vermögen legt' ich an. Es wird sich lohnen.  
 Denn, daß ich's sage, der Profit ist gut.  
 Und gern vergönn ich andern einen Anteil;  
 Ja, stellen will ich Euch, wie nie kein Fuhrmann  
 Gestellt ward. Hört nur! Bringt mich nach Tirol,  
 Sei's nun auf diesem oder jenem Weg,  
 Und wär's in vierzehn Tagen erst: pro Tag  
 Bekommt Ihr wie bisher die dreißig Gulden,  
 Außer der Zehrung, für die Pferde; sollt  
 Ein Pferd Euch umstehn, so ersetz ich's Euch.  
 Und weiter; jetzt gebt acht! Als Trinkgeld geb ich

Den Knechten jedem zwanzig Golddukaten,  
 Euch Fuhrmann, fünfzig. Kaiserlicher zahlt  
 Kein Kaiser!"

Machten da die Knechte Augen!

Sie nickten ihrem Herrn zu und dieser,  
 Verdukt, ungläubig, wiederholte sich  
 Halblaut das Anbot: jeder von ihnen zwanzig,  
 Er selber fünfzig Golddukaten Trinkgeld —  
 „Ja, wenn das so ist, wenn Ihr's schriftlich gebt“ — —  
 Da zog der Straub den Beutel, zahlte gleich  
 Den Knechten allen blanke zehn Dukaten,  
 Dem Fuhrmann zwanzig auf die Hand „als Angeld“.  
 „Was ich versprach, könnt ihr zu viert bezeugen.  
 Nehmt mich beim Wort und meine ganze Ware  
 Zum Pfand!“ Und alle gaben sich zufrieden,  
 Mit Wort und Handschlag ward der Pakt gesichert.

Die Knechte griffen wieder zu den Peitschen  
 Und Straub befahl: „In Goisern haltet Mittag.  
 Dort stellen wir beim Bären. Selber komm ich  
 Bald nach. Ich wart nur meinen Kompagnon  
 Hier ab.“ — Jetzt blieb der Straub zurück und gab sich  
 An seinem Roß zu schaffen. Als die Wagen  
 Ihm aus den Augen waren, macht er kehrt  
 Und fuhr zurück gen Ischl. —

Gemächlich trabt' das Kößlein seinen Weg,  
 Die schwere Last des Kummers trug der Mann.

Ihr wißt nun schon, das war nicht einer, der  
 So bald den Mut verlor, dem leicht die Dinge  
 Über den Kopf gewachsen wären; doch  
 Zu viel lag jetzt auf ihm. Was hatten nur  
 Die letzten Tage ihm gebracht! Gefahr  
 Und Angst und Not — ihr werdet's hören.  
 Zuletzt die Fahrt im Weissenbacher Wald  
 Und eben erst den Ärger mit dem Fuhrmann.  
 Nun war er kaum die eine Sorge los,  
 Drückt' um so schwerer ihn die andre um  
 Den Freund, den Huter, der sich gestern früh  
 In Weissenbach von ihm getrennt. Ob ihm  
 Ein Unfall zugestoßen? Gott im Himmel,  
 Wenn das noch! Wenn er ihn entbehren müßte! . . .  
 Ob er zu weit sich vorgewagt? Das sah'  
 Ihm gleich . . . Denn wenn er ja statt gestern abends  
 Auch heute morgens erst nach Ischl kam,  
 Erhielt er doch den Brief, der ihm besagt,  
 Daß Straub vorausgereißt: was kommt er nicht?  
 Er konnt doch ein Gefährte nehmen! . . . Oder —  
 Vielleicht, daß er inzwischen eine Botschaft  
 Nach Ischl sandte . . . Wohl, das könnte sein! . . .  
 Das Roß bekam die Peitsche, schnellen Laufs  
 Sing's weiter gegen Wildenstein.

Da sieh,

Dort an der Straßenbiegung ein Gefährte.  
 Ist's seines wohl? Straub, ihn versuchend, jauchzt.

Und horch, ein langgezogner Tuchezer  
 Tönt ihm entgegen — Gott sei Dank, er iss's!

Rasch aus den Wagen springen beide. Guter,  
 Ein hochgewachsner Mann und ein Gesicht  
 Wie Milch und Blut, bezahlte seinen Kutscher,  
 Straub wendete und vorwärts gings nach Goisern.  
 „Ja jetzt Größ Gott! Größ Gott! Weil du nur da bist!  
 Was hab ich Angst gehabt um dich! Erzähle  
 Jetzt, wie's dir ging! Daß die Franzosen schon  
 In Salzburg eingerückt sind, wissen wir.  
 In Ischl hat's der Kommissär erzählt.  
 Da muß' ich mich entschließen, über Aussen  
 Ins Ennstal abzubiegen.“ — „Ja,“ sprach Guter,  
 „Es bleibt uns jetzt nichts übrig als der Umweg.  
 Ich will dir alles sagen, was ich sah  
 Und was man mir berichtet. Aber, Freund,  
 Jetzt bin ich müd; die halbe Nacht gegangen,  
 Und nichts gefrühstückt noch. —

„In Goisern,“

Bertröstet Straub, „dort warten uns die Fuhrleut.  
 Dann hörst du auch, wie's mir ergangen ist  
 Im Weißenbacher Wald. Wir haben immer  
 Doch Glück im Unglück — geht's so weiter, Freund,  
 Wir werden unser Ziel schon noch erreichen,  
 Mir ist nicht bang! Heut müssen wir bis Aussen.  
 Dort rasten wir beim Herren von Lenoble,

Dem Bergdirektor, weißt, der früher einmal  
 In Hall war und in unserm Hause wohnte.  
 Ein rechter Ehrenmann, ein Emigrant.  
 Und seine Frau die Freundin meiner Rosa.  
 Die wird dir Augen machen, wenn sie mich  
 Auf einmal sieht! Gib acht, da sind wir herzlich  
 Willkommen. Und Lenoble ist der Mann,  
 Der uns auf alle Weise vorwärts hilft,  
 Ein kluger Mann, dem dürfen wir vertrauen.

## II.

In Goisern hielt man Rast. Da gab es Vorspann,  
 Und zeitlich früh am Abend kam der Zug  
 In Nussee an, wo sie beim Hirschen stellten.  
 Als nun die Wagen dort versichert, die Pferde  
 An ihrer Krippe waren und die Fuhrleut  
 Ans Nachtmahl gingen, sprach der Straub zu Guter:  
 „So Freund, jezt denken wir an uns, jezt komm!“

Leicht war das Haus erfragt, wo jener Herr von  
 Lenoble wohnt', am Pläze, nah der Herberg.  
 Am Weg dahin sprach Straub: „Du hör, gib acht!  
 Du stellst dich, wer du bist, der Herrschaft vor  
 Und sagst, du hättest einen Gruß zu melden  
 Vom Haller Straub. Mich laß nur so mitlaufen!“

Man zog die Glocke. Prächtigtig war das Haus,  
 Das alte Kammeramt, noch aus Tagen

Des Kaisers Max, ein Bau, daß heute uns  
Der Neid beschleicht auf solche Vornehmheit.

Die Jungfer öffnete. Straub kannte sie  
Wie gut, die brave Kathi; doch er duckte  
sich so, daß sie ihn weiter nicht beachtet.  
Der Huter fragt', ob wohl die Herrschaft noch  
Zu sprechen sei; sie wären zwei Tiroler.  
„D wär nicht aus, Tiroler!“ war die Antwort:  
„Ja, für Tiroler ist die Herrschaft allm<sup>1)</sup>  
Zu sprechen.“ Und das Mädchen lief die Stiege,  
Die hell beleuchtet war, hinan, kam wieder  
Und öffnete sperrangelweit die Tür  
Des schöngewölbten Zimmers. — „Nur herein,  
Herein!“ klang es von drinnen, und die beiden  
Betraten jetzt die Nebensube, Straub  
Zwei Schritte immer hinter seinem Freund,  
Halb sich versteckend, mit gesenktem Kopf.

Dort vor der Lampe saß Herr von Lenoble  
Und legt' das Buch, in dem er erst gelesen,  
Beiseit, indes sich seine Frau im Lehnstuhl  
vorbeugte, in der Hand die Häkelarbeit.  
Der Herr erhob sich grüßend, trat ein wenig  
Auf Huter zu. Der sagte: „Gnädiger Herr!  
Wir hätten einen Gruß hier zu entrichten  
Vom Herren Straub, dem Kronenwirt in Hall.

<sup>1)</sup> allm = allemal, immer.

Ich bin der Josef Huter, Zimmermeister  
 Von Hötting." — „Ei, der Deputierte Huter!  
 O das ist recht, das freut mich, Euch einmal  
 Zu sehn! Gehört hab ich von Euch schon öfter.“  
 Dann hieß die Dame ihn willkommen. „Und  
 Wie geht's dem Straub und seiner guten Frau?  
 Das freut mich sehr, von ihnen was zu hören.“  
 Lenoble sagte: „Nehmt doch Platz! Wer ist  
 Der andre dann?“ Er deutete auf Straub,  
 Der sich im Schatten hielt. „Mein Kamerad,  
 Ein Haller.“ — „Was nicht gar, ein Haller!“ sprach  
 Die Dame; „ja, die Haller muß ich kennen!“  
 Und nahm den Schirm nun von der Lampe, sah  
 Ihm ins Gesicht — ein Ruf des Staunens und  
 Der Freude! „Ja, wie ist mir denn! Ist's wirklich?  
 Ja, Mann, ja sieh doch her! Der Straub, der Schlingel!  
 Wie er sich eingeschmuggelt da bei uns!“

Und lautes Lachen, helle Freude strömte  
 Aus jedem Mund. Man setzte sich, die Gäste  
 Am Kanapee, und tausend Fragen hatte  
 Die Frau schon auf den Lippen, als ihr Herr  
 Sie unterbrach: „Du, denk jetzt deiner Pflicht  
 Als Hausfrau! Denn natürlich bleiben heut  
 Die Herren hier bei uns! Vor allem aber  
 Ein Glas Tiroler zum Willkomm!“ Die Dame  
 Zog an der Glocke und das Mädchen kam,  
 Die Kathi, die nun auch den Herrn Straub,

Den wohlbekannten, hochehrent begrüßte.  
 Bald stand der Willkommtrunk, Tiroler Roter,  
 In schöngeschliffner Flasche auf dem Tisch.

Und als die Gläser nun gefüllt, erhob sich  
 Gemessen und schier feierlich der Hausherr,  
 Ein rechter Edelmann, schon nah den Sechzig,  
 Dem wohl die Arbeit und das bittere Leid,  
 Doch auch sein Gottvertrauen jenen Zug  
 Stillter Gelassenheit in das Gesicht grub.  
 „Von Herzen,“ sprach er, „heiß ich euch willkommen!  
 Ihr wißt nicht, wie wir hängen an Tirol.  
 Wo ich durch meine Frau die zweite Heimat  
 Gefunden; ein Tiroler ist mir Landsmann.  
 Und gar nun Ihr, Herr Straub, Landsmann und Freund!  
 Ein lieberer Besuch konnt uns nicht kommen!  
 Und was euch immer hergeführt, euch beide —  
 Es wird, so fürcht ich, nicht die Kurzweil sein —  
 Seid herzlich uns gegrüßt! Grüß Gott! Grüß Gott!“

Da klangen die Gläser recht wie Feierabend-  
 Geläut, und heimlich bei dem Willkommgruß  
 Sah man das Aug des alten Herrn sich feuchten.  
 Die Dame sprach: „Wir sind in Russee hier  
 Noch immer nicht so ganz daheim. Tiroler  
 Gibt's ja hier unten keine!“ Und dann kam sie  
 Auf Hall zu reden, fragt' nach der Familie  
 Des Kronenwirts, vor allem nach Frau Rosa,  
 Dem kleinen Annerl und den Kindern allen,

Bis neuerdings sie der Gemahl ermahnt';  
 Da meinte sie: „Ich muß schon gehn, sonst werdet  
 Ihr hungern da bei uns bis Mitternacht.  
 Die Kathi kann's, so brav sie ist, allein  
 Nicht fertig bringen. Aber nun erzählt  
 Nicht alles, was ihr wißt! Das Allerbeste,  
 Das müßt ihr sparen bis nach Tisch, daß ich  
 Dann auch mithören kann!“ ... Und schalkhaft knigend,  
 Freude in jedem Zug, verließ die Dame  
 Das Zimmer. — „Findet Ihr sie,“ sprach der Wirt,  
 „Gealtert seit den Jahren, die wir jezt  
 In Aussee sind?“ — „Sie ist die Jugend selber,“  
 Erwidert' Straub. Und zu der Gattin Lob  
 Lächelt' der Herr.

„Jezt aber, meine Freunde,  
 Erzählt, was euch hieher geführt! Und wie  
 Die Reise euch von statten ging. Ihr seid  
 Schon lang am Weg, und das in diesen Zeiten!“ ...

Da nahm der Straub das Wort: „Ognädiger Herr“ —  
 „Nennt mich nicht so! Ihr heißt mich Euern Freund!“ —  
 „Ja, mein verehrter Freund, wie vieles hat sich  
 Ereignet — denn ausgreifen muß ich jezt —  
 Seit Ihr Tirol verließ, seitdem wir bayrisch,  
 Wie viel ist über uns gekommen! Manches  
 Habt Ihr gewiß gelesen und gehört.  
 Wie dieser König, der an unserm Wesen

Kein Jota zu ändern feierlich versprochen,  
 Mißleitet wohl von bösen Räten, uns  
 Gedrückt, nicht bloß mit argen Steuern, mit  
 Aushebung von Soldaten, mit der Tilgung  
 Sogar des Namens unsrer Heimat, mit  
 Verordnungen, die nichts bezweckten als  
 Das Volk zu drangsaliern, nein, vorab mit  
 Angriffen auf das Heiligste! So daß  
 Wir nicht mehr beten durften, wie wir wollten,  
 Daß unsre Priester eingekerkert wurden  
 Oder vertrieben, Klöster aufgehoben,  
 Kirchen gesperrt. Und dann bei alledem  
 Der stete Hohn, womit uns die Beamten  
 Verfolgten, alles, was uns lieb und heilig,  
 Verekelten! Herr, wenn ein armes Volk,  
 Das frommgesinnt, endlich in Gottes Namen  
 Sich fügen wollte in sein hartes Los,  
 Und dann gereizt, verspottet wird, dann Herr,  
 Nimm die Geduld, die größte, ein Ende . . .

Wir rieten hin und her und sagten uns:  
 Freiwillig nicht, gezwungen hat der Kaiser  
 Uns abgetreten, und der neue König  
 Hält uns sein Wort nicht: sind wir da verbunden,  
 Treue zu halten dem, der uns sie bricht?  
 Wenn Östreich, unser angestammter Herr,  
 Uns zu den Waffen ruft, wir sind bereit!

Und sandten Deputierte dann nach Wien,

Den Andrá Hofer an der Spitze, der  
 Als „Sandwirt“ weit bekannt ist; diese brachten  
 Uns die ersehnte Botschaft: Östreich nimmt  
 Demnächst den Kampf mit Frankreich auf und seinen  
 Trabanten, und — es rechnet auf Tirol.

Als diese Freudentunde uns ins Ohr  
 Geflüstert ward, trug man sie flüsternd weiter,  
 Daß ja kein unberufnes Ohr es hörte.  
 In jedem Thal war ein Vertrauensmann,  
 Der seine Eingeweihten um sich hatte  
 Und Anstalt traf zu unserer Befreiung.  
 Und vor drei Wochen nun brachen wir los,  
 Namen die Bayern fest, die Garnisonen,  
 Die rings im Lande lagen, lieferten  
 Den Bayern und Franzosen, die vom Brenner  
 Herangerückt, das Treffen am Berg Isel —  
 In wenig Tagen war das Land befreit.  
 Den Jubel, Herr, hättet Ihr hören sollen,  
 Als man den Bayerlöwen abgeschossen,  
 An seiner Statt den Doppeladler setzte“ —

Lenoble unterbrach: „Ich hab mit euch —  
 Die Wände dieser Stube hörten es —  
 Mit euch gejubelt! Aber fahrt nun fort!“

„Und heute also sind wir glücklich wieder  
 Bei Östreich. Und wo und was wir sind,  
 Was wir errungen mit dem Schwert, gedenken  
 Wir zu behaupten! Erst der Anfang ist's,

Das wissen wir, des Kriegs, und harten Zeiten  
 Seh'n wir entgegen. Uns're Pässe sind,  
 So gut es ging, besetzt; die Schützen ein-  
 Geübt, für Waffen ist gesorgt — nur eines:  
 Pulver und Blei, das mangelt uns. Das haben  
 Wir jezt von Osterreich erbeten; Guter  
 Und ich, wir beide wurden von den Ständen  
 Zum Kaiser abgesandt nach Ebelsberg.  
 Geradenwegs vom Kaiser kommen wir."

„Vom Kaiser ihr? Ihrzwei, ihr wart beim Kaiser?“ —  
 „Nicht etwa ein mal nur, dreimal empfing uns  
 Der gute Herr! An seinem Tische durften  
 Wir speisen, und aufs erste Wort erhielten  
 Wir, was wir wollten, ja noch mehr: viel Pulver  
 Und Blei und Geld. Das führen wir mit uns.“ —

„Jezt aber hört, die Audienz beim Kaiser,  
 Das müßt ihr uns erzählen haargenau  
 Nach Tisch, wenn meine Frau dabei ist! Sonst  
 Krieg ich die Schelte, daß ich ihr das Beste  
 Vorwegnahm. Jeho sagt mir nur vor allem,  
 Wie brachtet ihr in diesen Zeiten, wo,  
 Wie's heißt, der Feind schon eingedrungen, euern  
 Transport hieher? Von Ebelsberg nach Aufflee!  
 Und dann wohin geht euere Reise weiter?“

„O Herr, verehrter Freund! Das war ein Stück  
 Arbeit, wie sie so bald nicht glückt. Von Glück,

Wahrhaftig, oder besser vom Schutz Gottes  
Müssen wir beide reden. Doch ich will  
Die Dinge der Reihe nach erzählen; Guter,  
Ergänze du mich, wenn ich was vergesse!

In Nussee ist, beim Hirschen drüben, unser  
Transport jetzt eingestellt: drei schwere Wagen  
Mit Fässchen und mit Kisten. Unserm Fuhrmann  
Und seinen Knechten hab ich weisgemacht,  
Es wäre Schwefel, Stött und Stöckenspeise,  
Die ich als Handelsmann in Innsbruck gut  
Verkaufen kann. In Wahrheit aber sind es  
Bei fünfzig Zentner Scheibepulver, dann  
Musketenpulver zwanzig Zentner, Blei  
An dreizehn Zentner; hunderttausend Gulden  
In Zwanzigern und endlich zwanzigtausend  
Dukaten, die ich in der Kutsche führe.  
Das ist die Schükengabe, die der Kaiser  
Zu unserm großen Schießen uns gespendet.  
Wenn jetzt nur wir das schöne Best an Ort  
Und Stelle bringen". . .

„Kann mir's denken, daß ihr  
Bisher schon Sorg und Arbeit ausgestanden" —

„Ja, Herr, Gefahr und Sorg und Arbeit reichlich!  
Bis Wel's ging's ja noch gut. Wir nächtigten  
Beim Turner. Doch voll Unruh war die Stadt.  
Wer fliehen konnte, rüstete zur Flucht.

Denn schleunig retirierte nach den Schlachten  
 Von Regensburg und Gämühl unser Heer.  
 Der Feind, nachdrängend, rückte schon bei Passau  
 Und Braunau vor; von Schärding leuchteten  
 Die Flammen bis herab nach Wels. Da wollte  
 Der Fuhrmann uns nicht weiterfahren, weil  
 Der Rückzug unsrer Truppen alle Straßen  
 Auf's engste angefüllt und in entgegen-  
 Gesehter Richtung vorzudringen schier  
 Unmöglich schien. Ich wandte mich an zwei,  
 An drei Generäle um ein Schutzgeleit.  
 Statt dessen drangen sie in mich, wir sollten  
 Nur schleunigst abwärts ziehen, Wien zu; Salzburg  
 Wird sicherlich vom Feinde bald besetzt sein.  
 Da hat der Huter den Bescheid gewußt" —

„Nun ja, das ist doch klar, wir dürfen die  
 Tiroler nicht im Stiche lassen; ohne Pulver  
 Und Blei gibt's keinen Krieg. Und also vorwärts!“ —

„Ich stimmte bei. Mit vielem Geld vermochten  
 Wir endlich unsern Fuhrmann, wieder ein-  
 Zuspinnen, steckten schwarz und gelbe Fähnlein  
 An unsere Wagen auf und zogen weiter.  
 Daß Gott erbarm, war das nun eine Fahrt!  
 Oft viertelsstundenlang und länger standen  
 Die Wagen eingekleilt in dem Gedräng  
 Der Truppen, der Fouragewagen und

Kanonen; zwischen den Verwundeten  
 Und Kranken. O ganz schrecklich, Herr, entsetzlich!  
 Und alles Flehen, Fluchen und Befehlen  
 Half nichts. Wir mußten einsehn, daß wir so  
 Geradenwegs unmöglich weiter könnten.  
 Vielleicht gelang es, über Ischl und  
 Den Wolfgangsee" —

Lenoble unterbrach:

„Verzeiht! Ich hab die Karte hier zur Hand;  
 Es folgt sich leichter.“ Und er holte sich  
 Ein Kartenwerk vom Bücherschrank. „Nun weiter!  
 Von Ischl also wolltet ihr nach Salzburg“ —

„Nach Salzburg freilich, weil wir hofften, doch  
 Noch früher hinzukommen als der Feind. —  
 Ich fuhr voraus bis Lambach; denn hier wußt  
 Ich einen braven Patrioten, den  
 Postmeister Stöger. Dem vertraut ich mich.  
 Auf seinen Rat versucht ich's noch einmal  
 Mit einem Obersten. Der machte gar  
 Nun Miene, uns gewaltsam festzuhalten.  
 Der Stöger aber bracht mir einen neuen  
 Fuhrmann, mit dem ich abschloß (— mußst ihn zwar  
 Erst heut mit schweren Opfern neuerdings  
 Verpflichten!), und gab uns seinen eignen Knecht,  
 Der uns auf vielen Feld- und Seitenwegen  
 Glücklich nach Schwanenstadt und weiter führte.

In Schwanenstadt besorgte uns ein Vetter,

Der alte Neuhausbräu, sogleich drei Pferde  
 Als Vorspann, daß wir schleunigst weiter kämen;  
 Denn morgen können die Franzosen hier sein.  
 So eilig hatten wir's nach Böcklabruck,  
 Daß wir das Mittagessen stehen ließen.  
 Auch sandt ich jezt Kundschafter aus, die uns  
 Berichten sollten, ob von Böcklabruck  
 Die Fahrt zum Attersee zu wagen sei.  
 Denn andernfalls — was blieb uns übrig? — hätten  
 Wir unsre Fracht in Kellern oder Scheunen,  
 Wenn's sein muß in der Erde irgendwo  
 Versteckt. — Nun, bis zum Attersee, da ging's.  
 Wir zwei in unserm Kutschlein waren rasch  
 Vorangefahren, Guter stieg sogleich  
 In Schörfling auf den Kirchturm, um da aus-  
 Zuspähn, ich unterdessen suchte eiligst  
 Den Pfleger auf. Er nennt sich Muttergleich  
 Und hat an uns getan, so wie's sein Name  
 Erwarten ließ. Herr, wenn wir den nicht hatten!

In fliegender Eile hatt ich ihm berichtet  
 Wer, was, wohin. Er schenkte mir Vertrauen.  
 Und alsogleich entbot er seine beiden  
 Waldmeister, ließ durch sie die Schiffe zur  
 Ladstätte fahren, ließ die Knechte ringsum  
 Entbieten, daß sie uns verladen halfen.  
 Jezt meldete der Guter, daß die Fuhrleut  
 Im Anzug wären, und zugleich erschien der

Kundschafter, den ich gestern ausgesandt  
 Von Schwanenstadt: In drei, vier Stunden können  
 Die Feinde hier sein! Und er hatte kaum  
 Noch ausgesprochen, kommt ein Bote vom  
 Neuhauser keuchend: Die Franzosen haben  
 Schon Wind bekommen, durch Verrat, von unserm  
 Transport; es seien Reiter ausgeschildt,  
 Uns abzufangen. Herr, da galt es! Aber  
 Mit hundert Händen, die nur einem Kopf  
 Gehorchen, geht was vorwärts. Eine Stunde,  
 Und unsre ganze Fracht mit Ross und Wagen  
 War auf den Schiffen! Und was sonst an Fahrzeug  
 Am Lande lag, ward alles weggerudert  
 Vom Ufer. Unsre Knechte stießen ab,  
 Die ganze Flotte gab uns das Geleit.  
 Herr, wie wir damals aufgeatmet haben!  
 Vom Ufer grüßte uns der wackre Pfleger,  
 Als wär's Sankt Nikolaus, der Wundersmann!  
 In meinem Leben nie vergeß ich sein.  
 Denn wißt, kaum eine Viertelstunde später,  
 Es läutet just den Angelus, da hören  
 Wir schon von Kammer her Trompetenschall,  
 Da waren die Chasseurs schon eingerückt!

Was meinst du, Guter, wie's dem Pfleger etwa  
 Erging? Ob sie's erfahren, wer die Beute  
 Zulezt vom Munde ihnen weggeschnappt? . . .  
 Nun auf dem See, da waren wir geborgen,

Denn nachzusehen fanden sie kein Schiff.  
 Zudem verbarg die Nacht uns, daß sie auch  
 Die Richtung nicht erspähten, die wir nahmen.  
 In Weißenbach verließen wir die Schiffe  
 Um Mitternacht."

„Da werdet ihr dann wohl  
 Gefastet haben!“, meinte jetzt Lenoble;  
 „Nach solchem Tagwerk! Solchem Abenteuer!“ —  
 „Ja,“ sagte Guter, „ich hab' freilich gleich  
 Das Bett gesucht. Dem Straub blieb noch was andres  
 Zu tun. Erzähle nur!“

Und Straub fuhr fort:

„Der Guter sollt in aller Frühe auf  
 Den Schafberg, um zu sehen, ob die Straße  
 Nach Salzburg wohl passierbar wäre und  
 Die Stellung der Franzosen überhaupt  
 Erkunden. Aber mir lag freilich noch  
 Was anders ob. Von Kammer jene beiden  
 Waldmeister hatten uns hieher begleitet;  
 Sie wußten nicht so recht, wohin ich wollte  
 (Weil's immer räthlich ist, mit seinen Plänen  
 Zurückzuhalten). Wie ich die nun bitte,  
 Mir morgen auch noch beizustehen durch  
 Den Weißenbacher Wald nach Ischl, da  
 Erklärten sie, das wäre ganz unmöglich!  
 Solang die Welt steht, sei kein Frachtenwagen  
 Von solcher Schwere je da durchgekommen.

Das Sträßchen nur im Winter, nur für Schlitten  
 Zu brauchen, jetzt im Frühjahr völlig grundlos,  
 Die Brücken auch zu schwach, kurzum, unmöglich.  
 Da sagt ich denn: So muß man's möglich machen;  
 Wieviel's hier Leute gäbe? — Leute g'nug;  
 Holzknechte, wenn ich wolle, leicht zweihundert.  
 Wohlan, so schafft sie mir bis morgen zeitlich!

Und zeitlich frühe (Guter war schon fort)  
 Steh'n die Zweihundert da mit Ästen, Schaufeln  
 Und allem Handwerkszeug. Ich hieß sie nun  
 Zunächst die Wege und die Brücken sichern  
 (Holz jeder Art lag ja im Wald bereit),  
 Dann Streu und Äste in die Gruben tun,  
 Mit einem Wort, die Wege fahrbar machen.  
 Sogleich und willig traten sie ans Werk.

Zu Anfang ging nun alles gut, bis wir  
 Nach Mittag zu der Kreidemühle kamen.  
 Da ward es schlimm. Der Weg bergab, bergauf,  
 Durch kleine Schluchten, über wilde Bäche,  
 Oft meint' ich schon, es müßten unsre Wagen  
 In Trümmer gehn, die Pferde sich erfällen.  
 Zu schaffen gab es da, ich hätte mich  
 Verdoppeln mögen, üb'rall sollt ich sein!  
 Von früher Jugend auf hab ich mich ja  
 Am Fuhrwerk umgetan, bin Jahr für Jahr  
 Über den Brenner hin und her mit Salz  
 Und Wein — ich hab's gelernt, mit Frachtenfuhrwerk

Und Pferden umzugehn, bei Regengüssen  
 Und ungeheurem Schnee und sonst in mancher  
 Gefährdung; doch im Weissenbacher Wald  
 Die Fahrt war schlimmer, als ich's je erlebt.  
 In Ischl wie wir endlich waren — nicht  
 Drei Stunden braucht man sonst, wir brauchten zehn! —  
 Da sah es dann wohl böse aus mit Menschen  
 Und Vieh! Alles zu Tod erschöpft. Und dann —  
 Kein Huter da! Er wollte von dem Schafberg  
 (Dem recht gefährlichen und noch dazu  
 Nutzlosen Gang; denn daß der Feind bereits  
 In Salzburg sei, das wußt man schon in Ischl),  
 Am Abend wollte er zurück sein, uns  
 In Ischl erwarten. Und kein Huter da!  
 Erst heute morgens fanden wir uns wieder.  
 Das sag ich schon: die härteste Arbeit läßt  
 Sich tragen und die Not, die böseste  
 Gefellin aber ist die Angst. Jetzt, Gott  
 Sei Dank, sind bis auf weitres wir im Trocknen!"

Da lächelste der edle Wirt: „Verzeiht!  
 So ganz von Eurer Rede eingenommen,  
 Vergaß ich meiner Pflicht.“ Und sorglich füllt' er  
 Die Gläser seinen Gästen. „Freunde,“ fuhr er  
 Nachdenklich fort, „die Stände von Tirol,  
 Die haben sich die Richtigesten gefunden.  
 Von Tausenden wird das nicht einer leisten  
 An Umsicht, Mut und Zähigkeit wie ihr!

Mög eure Weiterfahrt so glücklich sein,  
 Und ihr vorab tatkräftige Freunde finden,  
 So wie bisher!"

„Ja, Herr, in solchen Lagen  
 Erfährt man's erst, wie sehr die Menschen auf  
 Einander angewiesen sind, und lernt  
 Den Wert der Treue schätzen! Was man uns  
 Getan, war freilich wohl für Osterreich.  
 Und recht erbaut hat mich der Opfermut,  
 Den wir in Lambach und in Schwanenstadt  
 Und dann in Kammer trafen.“ — „Wohl,“ erwidert  
 Lenoble, „die Leute hier sind gut. Die Liebe  
 Zum Kaiser wurzelt fest in ihren Herzen.  
 Das ist, und das allein bald unsre Rettung.“

### III.

Jetzt ging die Türe auf, herein trat lächelnd  
 Die edle Hausfrau: „Herren, jetzt zu Tisch!  
 Ihr werdet einen schönen Hunger haben!“  
 „Ja, Hunger, Gnädige!“ verriet sich Guter.  
 Und alle lachten. — „Nun, dann hab ich's wohl  
 Getroffen; wißt, Tiroler Knödel kriegt ihr!“

Man trat ins Speisezimmer, das in Blau  
 Und Gelb gemalt war und geschmückt mit weißen  
 Gardinen. Blendend weiß der Tisch gedeckt,  
 Armleuchter drauf von blankem Silber. Flaschen

Mit Rot- und Weißwein funkelten, einladend  
Aus voller Schüssel duftete die Speise.

Die Kathi stand, ein weißes Häubchen auf  
Dem Kopf, die schönste Schürze umgetan,  
Bereit, die lieben Gäste zu bedienen.

Als man das stille Tischgebet verrichtet,  
Traten in Lätigkeit die beiden Frauen.

Da gab es Knödel denn, nicht allzu große,  
Gesprenkelt mit geselchtem Fleisch und Speck,  
Zwei jedem auf den Teller; denn, erklärt  
Die Hausfrau, einem so allein ist Zeitlang.

Zur Suppe aß man sie, die weitem dann  
Zum Sauerkraut, das mit geselchten Rippchen  
Belegt war. Und dazwischen scherzt' die Wirtin,  
Da sie den Guter so bei Appetit sah:

„Selt, dem Tiroler geht nichts über Knödel?“ —

„Ah freilich, Gnädige, dasselb muß wahr sein.

Ich weiß es jekt doch, wie der Kaiser ist,  
Und das, das sag ich schon, ich halt's mit euch!“

Da sieh, so off der junge Zimmermeister  
Das Wort nahm, schmunzelte der Hausherr und

Die Dame sah ihm lachend in das frische,  
Treuherzige Gesicht! „Begierig bin ich

Auf eure Audienz,“ sprach jekt der Wirt;

„Die beiden waren, denk dir nur, beim Kaiser!

Und speissten gar bei ihm! Sie haben das  
Noch nicht erzählt; da müßest du dabei sein.“ —

„Ja, erst nur einmal essen!“ mahnt' die Hausfrau,  
 „Die beiden Dinge kann der bravste Mund  
 Zugleich nicht leisten. — Kathi, jetzt den Braten!“ —  
 „Ja, was denn noch!“ — „Was noch? Die Kathi hat  
 Noch eine Mehlspeis' machen wollen, um  
 Als Köchin doch zu glänzen. Dann ist's fertig.“

Und jetzt erschien der Braten: junges Rehwild,  
 Ein Schlegel, eingebeizt, mit Speck durchzogen,  
 Am Spieß gebraten, in der braunen Lunte  
 Von Rahm, Kräpfchen dazu aus Buttermilch  
 Und Preiselbeeren von der nahen Alpe.

„An Wild ist,“ sprach der Wirt, „bei uns kein Mangel.  
 Die Gegend hier hat schöne Jagdgebiete.

Seid ihr wohl auch von der Hubertuszunft?“

„Ich nur gelegentlich,“ erwidert' Straub;  
 „Der Huter war, besonders also ledig,  
 Am Scheibenstand gefürchtet wie als Jäger.  
 Und ist es noch.“ Herr von Lenoble meinte:  
 „Tirol hat wenig Wild, weil jeder Bube  
 Mit seiner Flinte läuft. Doch hat's sein Gutes;  
 Da ihr die Jagd nicht spart nur für die Reichern,  
 Hat sich das Volk zum Krieg herangebildet.  
 Denn mit der Büchse wißt ihr umzugeh'n  
 Von Jugend auf. Erst geht's auf Rab' und Eichhorn,  
 Dann später auf den Spielhahn und den Gamsbock.  
 Da brauch't's schon Übung und es übt sich jeder  
 Am Scheibenstand; so gibt's die sichern Schützen,

Die jetzt der Schrecken eurer Feinde sind.“ —  
 „Daselb ist wahr,“ bekräftigte der Huter,  
 „Im Schießen sind wir über.“

Kathi brachte

Das Meisterstück von ihrer Kochkunst: gelbes  
 Limonikoch. Und wenn denn auch dergleichen  
 Nicht eben nach der Herren Munde ist,  
 Der Kathi mußte man die Ehre antun.  
 Und des Lobes viel, das dem Tiroler sonst  
 Nicht sehr geläufig ist, ward ihr gespendet.

„Nun aber, Freunde,“ nahm die Edel dame  
 Das Wort, „erzählt uns von des Kaisers Tafel!  
 Die wird halt ja wohl anders sein als so  
 Ein bürgerlicher Tisch! Nur unsern roten  
 Traminer sollt ihr nicht verschmähn! Herr Huter,  
 Auf Euer Wohl! Auf Eures auch, Herr Straub!  
 Grüßt mir nur ja Frau Rosa recht von Herzen  
 Und alle lieben Kinderchen“. . . . Da fiel  
 Sogleich der Wirt ins Wort: „Freunde, fürwahr,  
 Um das beneid ich euch, daß ihr den Kaiser  
 Gesprochen habt; sagt uns, wie sieht er aus?“

Da sprach der Huter: „Gnädiger Herr und Frau!  
 Ja, wenn ich das jetzt sagen soll — ich hab halt,  
 Ich kann nit helfen, ich hab' reren<sup>1)</sup> müssen.“

<sup>1)</sup> weinen.

Er ist ja wie ein Vater . . ." Wieder ward,  
 Indem er's sagte, ihm das Auge feucht.

„Ihr seid bald vorgekommen?“

„s' selb wohl, g'schwind.

Er hat sein Hauptquartier von Linz verlegt g'habt  
 Nach Ebelsberg. Dort haben wir uns dem  
 Armeeminister, Grafen Zichy, vorg'stellt.  
 Und der, sowie er hört, die Deputierten  
 Vom Land Tirol, aufg'sprungen ist er — ja  
 Das muß er Seiner Majestät gleich melden.  
 Fein bald drauf sind wir auch schon vor ihm g'standen.  
 Nu, und der Kaiser, wirklich wahr, ich sag's,  
 Wie's ist, schier angegriffen hat's ihn selber.  
 Z'erst hab'n wir alle drei nichts reden können,  
 Gelt, Straub? Und nachher fangt er gähling an  
 (Er redt nur grad so wienerisch gemütlich):  
 O meine lieben Tiroler, hat er g'sagt,  
 Ihr wohl, ihr habt's mir große Freud g'macht, nie  
 Vergessen werd ich's euch, ganz g'wiß nit. Leute,  
 Viel mehr habt's g'leistet, viel mehr, als man g'meint  
 hätt!

Und nachher aber, wie er fragt nach unserm  
 Begehr, da hat der Straub ihm alles g'sagt:  
 Wir hätten halt kein Pulver und kein Blei  
 Und können so nit Krieg führ'n ohne das.  
 Da hat er g'lacht: Die andern bitten anders;  
 Ihr wollt grad was zum Schießen, ihr Tiroler!

Das kriegt ihr wohl. Ich werd schon machen, und  
 Nit z'wenig. Aber noch was g'hört zum Krieg,  
 Das weiß ich besser: Geld g'hört auch dazu.  
 Ja, sagt der Straub, das hätten wir wohl auch  
 Noch bitten wollen. Und der Kaiser: Freilich,  
 Ich werd schon machen. Nachher, meine Lieben,  
 Müßt's mir erzählen all's, wie's g'wesen ist  
 Am Iselberg und was der Hofer macht  
 Und überhaupt, wie's steht im Land Tirol.  
 Jetzt ist kein' Zeit. Meine Minister warten  
 Schon lang. Zum Mittagessen kommt's! Dann reden  
 Wir weiter. Kommt's nur so, wie's seid's! B'hüt Gott!  
 B'hüt Gott! hab ich dann auch g'sagt, und die Hand  
 Hat er mir drückt, als wär'n wir alte Freund." —

„Ich selber,“ sprach jetzt Straub, „war ganz gerührt.  
 Er ist halt doch der Kaiser und schon so viel  
 Ein guter, lieber Herr! Bei aller Würd  
 Und Hoheit so gemütlich. — Nachher, wie's  
 Beim Mittagessen g'wesen ist, erzähl!“

Und Guter fuhr nun fort: „Ja, was für Leut  
 Da g'essen sind! Minister, Generäl  
 Und Fürsten! Uniformen schon und Orden,  
 Daß ei'm die Augen hätten weh tun mögen.  
 Wir zwei in unserem Tiroler S'wandl  
 Sind wohl halt ganz der Niemand g'wesen. Aber  
 Auf einmal, weist, hat uns der Kaiser zug'winkt —

Da hab'n sie g'schaut, und mäufelfill ist alles!  
 Tiroler! sagt der Kaiser laut und hebt  
 Sein Glas und trinkt uns zu. Der Tausend, jetzt  
 Sind wir auf einmal oben! Zug'winkt hat  
 Man uns, zug'lachelet und g'wispert, weißt,  
 Man hat schon vöslig nimmer essen können.

Und nachher, nach der Tafel, laßt der Kaiser  
 Uns holen, grad so in ein kleiners Zimmerl.  
 Da hat'r uns sitzen g'macht, und haben wir ihm  
 Erzählen müssen g'wiß ein' Stund vom Krieg;  
 Bald hat der eine, bald der andre g'redt,  
 Grad allm wieder hat der Kaiser g'fragt.  
 Z'leht sagt er: unsere Wünsche sei'n erfüllt.  
 Und vor wir fortgehn, woll' er uns noch sehen.  
 Der Kammerdiener hat wen gemeldet g'habt,  
 Ich weiß nit, wen, sonst hätt' er uns, ich mein',  
 Noch länger g'halten."

„Nachher sag das auch noch,“  
 Versekte Straub, „wie sie uns g'huldigt haben  
 Mit Kompliment' und Schmeichelei'n! Sind das  
 Doch Leut! Grad erst, wenn ein' der Kaiser anschaut,  
 Bedeut' man was.“

„Ist Menschenbrauch,“ erwidert  
 Lenoble; „doch haben die Tiroler eins  
 Voraus: Ihr steht im Rufe als ein tapfres  
 Und fernig frommes Volk; was eure Väter  
 Aus sich gemacht, genießen jetzt die Söhne.“

Dann fuhr der Huter fort: „Das muß ich auch noch  
 Erzählen, wie der Kaiser uns entlassen.  
 In aller Früh stehn die drei Wagen und  
 Das Küttschl vor dem Wirtshaus, all's in Ordnung.  
 Grad den Empfang bestätigen hat's g'heissen.  
 Und nachher sind wir eini vor den Kaiser.  
 Jetzt aber, da hat's böss ausg'schaut! Es muß  
 Grad erst ein' Unglücksbotschaft kommen sein.  
 Denn G'sichter hab'n sie g'macht, die Herren, ganz  
 Verzweifelte! Ein' hab' ich sagen hören:  
 Ach, Östreich und der Kontinent verloren!  
 Ein anderer gar hat den Erzherzog Karl  
 Verscholten! . . . Der Kaiser hat sich g'faßt gezeigt.  
 Tiroler, hat er g'sagt, seid's jetzt zufrieden?  
 Und wie wir beide halt viel tausendmal  
 Vergelt's Gott sagen, hat er g'meint: Das Danken  
 Sei jetzt an ihm. Ja, sagt's nur den Tirolern,  
 Für ihre Treu und ihren Heldenmut,  
 Sagt ihnen meinen kaiserlichen Dank!  
 Und macht so weiter! Wehrt euch eurer Feinde!  
 Es sind die Feinde Östreichs und Deutschlands.  
 Wißt, unsre Sache ist auch die der Deutschen  
 Und unser Widerstand die letzte Stütze  
 Zur Rettung Deutschlands. So, behüt euch Gott!“

„Herr, aber wißt,“ nahm jetzt der Straub das Wort,  
 „Was wir am selben Tage dann in Linz

Erfahren, hat uns neuen Mut gemacht.  
 Ihr hättet's sehen sollen! Tausende  
 Umringten uns: Vivat Tirol! Vivat!  
 In einem fort. Auf offner Straße hat  
 Man uns gefeiert. Einer gar, ein Sachse,  
 Wie der geredet hat! Was dieses Bergvolf  
 Getan, das müßten alle Deutschen tun;  
 Und ganz Europa wird die Kreidenfeuer,  
 Die aufgeflammt auf den Tiroler Bergen,  
 Begrüßen als der Freiheit Morgenrot.  
 Nein, wahrlich, jetzt ist's Ernst! Jetzt gilt's! Wenn solche  
 Gesinnung in den Völkern lebt, da kann  
 Kein Feind, und wär's der mächtigste, sich halten."

"Gott geb' es!" flüsterte die Dame und  
 Lenoble sprach: "Ich glaub es selber, daß  
 Die Flut, die alles jetzt verheert, gestaut wird . . .  
 Wär's nicht zerrissen seit Jahrhunderten  
 Und klein geworden im Parteigezänk,  
 Nie hätte Deutschland sich von Frankreich so  
 Beherrschen lassen, daß es jeder Mode,  
 Die an der Seine ausgeheckt wird, jedem  
 System, das für Paris erdacht ist, huldigt.  
 Haben die Deutschen es nicht miterlebt,  
 Wohin zuletzt die Drgien führen, die  
 Man dort gefeiert hat auf den Ruinen  
 Der alten Ordnung? Doch zur Freiheit nicht?"

Zur Gleichheit und zur Bruderliebe nicht?  
 Und dennoch, seht, dem Söldling, dem Tyrannen,  
 Dem die Franzosen jetzt, die Jakobiner,  
 Wie keinem gottgesalbten König dienen,  
 Beugen ihr fürstlich Haupt auch deutsche Herrscher,  
 Begierig, Königskronen, Herzogsmäntel  
 Aus seinen blutigen Händen zu empfangen!  
 Freunde, die Schmach wird enden, weil sie größer  
 Nicht werden kann, und enden wird sie, wißt  
 Ihr wie? Von dort, wo noch die Quellen fließen,  
 Die man in Frankreich abgegraben und  
 Verschüttet hat; von dorthier, wo der Glaube  
 Noch lebt, die Wurzel jener alten Ordnung,  
 Die sich auf Gott und Recht und Sitte aufbaut,  
 Von dorthier, ja: von Spanien und Tirol.

Ihr wißt es nicht und könnt es schwer ermessen,  
 Wie glücklich ihr in eurem Glauben seid.  
 O, „die der Herr sich selber überlassen“,  
 Ich kenne sie! Kein Tier kann so entarten,  
 So übertierisch grausam werden wie  
 Ein gottlos, zuchtentbundnes Volk! Tiroler,  
 Ihr habt noch Zucht und Glauben euch gerettet,  
 Ihr werdet Östreich retten und Europa!“

Doch jeko nahm im eingetretnen Schweigen  
 Die Edelfrau das Wort: „Wie oft wir an  
 Tirol zurückgedacht! Uns liebe Städtchen

Im weiten, schönen Inntal! An den Friedhof  
 Wohl auch, wo zwei von unsern Kindern ruhen!  
 An all die treuen Menschen, die wir dort  
 In Glück und Unglück immerdar gefunden!  
 Am öftesten, Herr Straub, an Guer Haus,  
 Wo wir die sonnigsten von unsern Tagen  
 Verlebt! Und an Frau Rosa, Eure gute  
 Gemahlin, die ich schon in Schönberg, als sie  
 Mit ihren Schwestern dort zusammenlebte,  
 Wie oft mit meinen Eltern noch besuchte!  
 Es waren brave, tüchtige Mädchen alle,  
 Und werden jetzt wohl auch schon alle gut  
 Versorgt sein." Dann begann ein eifrig Fragen  
 Nach jeder und nach jeglicher bekannten  
 Familie in Hall — es währte lang,  
 Der guten Dame Neugier zu befried'gen.

Als man die Uhr zog, ging's auf Mitternacht.  
 „Oho, jetzt gehn wir aber,“ meinte Huter.  
 Und alle gingen, um des Schlafes und  
 Der Ruh zu pflegen; Arbeit, schwere Müh  
 Und Sorge harrten ihrer.

#### IV.

Am andern Morgen, da es Sonntag war,  
 Ging man zur Messe; und der Straub sogleich dann  
 Zum Hirschen, nach dem Fuhrmann und den Wagen

Zu sehn, die sich zur Abfahrt rüsten sollten  
 Noch für den Vormittag. Im Kammeramt,  
 Als sie zum Frühstück gingen, sagte Straub:  
 „Du, jetzt verhalten wir uns nicht! Zum Reden  
 War gestern Zeit.“ — Lenoble hielt sie nicht.  
 Empfehlungsbriefe hatte er für sie  
 Bereit: für Schladming einen und für Radstadt  
 Den anderen. „Vielleicht, daß sie euch nützen;  
 Könnt ich nur mehr tun!“

Kurz und herzlich war

Der Abschied. Grüße trug die Dame ihnen  
 Noch auf; die gute Kathi überkam  
 Das Heimweh... Kurz abbrechend sprach der Hausherr:  
 „Macht euch gefaßt: in solchen Zeiten sind  
 Enttäuschungen die Regel. Aus dem Pinzgau,  
 Da könnt ihr, wenn Daß Thurn nicht rätlich wäre,  
 Über die Serlos nach Tirol. Und falls auch  
 Der Weg ins Pinzgau nicht mehr offen, habt ihr  
 Den Ausweg noch über den Tauern. Zwar  
 Der Umweg ist da groß, und ob der Berg  
 Jetzt schon passierbar ist — wir hatten neulich  
 Erst wieder großen Schnee — doch wer nicht wagt,  
 Gewinnt nicht; im Anfangen liegt die Kühnheit.  
 Geld habt ihr, spart nicht mit dem Selbe! Pulver  
 Und Blei ist heutzutage das bessere Heiltum.  
 Und das bedenkt: in eueren Händen liegt  
 Das Wohl und Weh Tirols! Nun fahrt mit Gott!“

Die Wagen hatten Vorspann; ohne Beschwerde  
 Kam man vom Flußgebiet der Traun ins Ennstal  
 Bis Untergröbming an dem einen Tag.  
 Hier blieben sie zu Nacht. „Denn,“ meinte Straub,  
 „Durchs Dongau dann und Pinzgau soll es rasch gehn.  
 Zwar brauchen wir gut Glück; weißt, jezt im Frühjahr  
 Ist auch dem Wetter nie zu trau'n.“ — Sie hatten  
 Heut einen schönen Tag, meist gingen beide  
 Zu Fuß und sprachen eifrig von der Lage  
 Des Landes. Guter hatte unterwegs  
 Erfahren, daß der wichtigste der Pässe,  
 Daß Strub, noch immer mangelhaft besetzt sei,  
 Mit wenig Mannschaft, wenigem Geschütz.  
 Das sei ein böß Versehn vom Militär.  
 „Tirol und Pinzgau, beide stehen offen  
 Nach dieser Seite. Wirft du sehn, das rächt sich!  
 Der Feind, kann sein, ist noch vor uns im Land.“

Straub tröstete: „Ich bin nur froh, daß alles  
 Im Lande einig ist! In Innsbruck höchstens  
 Und Bozen gibt es manche Zweifelhafte  
 Und Schlechte gar; man wird sie niederhalten.  
 Und recht ein Glück ist's, daß die Geistlichkeit,  
 Wie sie herausgewachsen aus dem Volk,  
 Auch mit dem Volke fühlt. Ja fühlt und handelt.  
 Denk nur ans Stöffele, an Haspinger,  
 An die Kuraten von Straß und Ahtental!  
 Auf die ist ein Verlaß! Und daß doch endlich

Der Bischof nicht dawider ist, seitdem er  
Den Kaiser ganz auf unsrer Seite weiß  
Und nun auch sieht, daß wir uns doch behaupten!“

Am Abend, als sie noch im Hinterstübchen  
Beisammen saßen, war von Weib und Kind  
Die Rede: die in tausend Ängsten jezt  
Ihrer gedenken werden, sie, weiß Gott,  
Wohl gar gefangen glaubten. Huter meinte:  
„Mir ist nicht bang, wir werden heim schon finden!  
Der Schwab hat ein Rezept für solche Fälle,  
Und das, wirst sehen, hilff auch uns: — Nit lugg (ô!“<sup>1)</sup>)

In aller Frühe brachen sie von Gröbming  
Nach Schladming auf. Dort fragten sie um Vorspann.  
Da war kein Pferd im ganzen Ort zu haben,  
Weil tags zuvor vom Generalkommando  
In Radstadt Pferd und Ochse und jedes Zugtier  
Fürs Militär beschlagnahmt worden war.  
„Da haben wir's! Sie retirieren schon!“  
Sprach Huter. „Offenbar von Salzburg her.  
Wir kommen ins Gedräng wie hinter Wels.  
Und ohne Vorspann! Straub, was ist zu tun?“

Straub wußte Rat. Lenoble hatte sie  
Dem Eisenschmelz-Direktor hier empfohlen.  
Sogleich begab man sich zu ihm. Der Herr

<sup>1)</sup> Nicht locker lassen.

Direktor aber machte finstre Miene.

„Vorspann! Sechs Pferde? Heut? Unmöglich! . . .

Wenn nicht

Mein Freund euch gar so warm empfiehlt — ich könnte  
Und dürfte überhaupt nichts tun. Nur weil  
Lenoble in die Verantwortung sich teilt,  
Mein'twegen, sollt ihr Pferde haben vom  
Arar! Bis Wagrein. Morgen früh. Heut ist's  
Unmöglich.“

Morgen früh! Noch war's nicht zehn Uhr,  
Und diesen ganzen langen, schönen Tag  
Sollten sie müßig sitzen da in Schladming!  
Den Knechten war es recht, die Pferde fühlten  
Sich wohl dabei, der Fuhrmann piff ein Liedel;  
Straub aber knirschte: „Feuer leckt am Haus,  
Und statt zu löschen, sollen wir uns wärmen!“ —  
„Kreuzfapperlot,“ fluchte der Guter, „daß  
Die Herren in der Uniform uns doch  
Immer in einem fort den Radschuh eintun!  
Wir hätten juff am Chasteler leicht genug!“<sup>1)</sup>

Zu Ende endlich in Verdruß und Ärger  
Ging doch auch dieser Tag, der erste Mai.  
Am zweiten früh war Vorspann da, sie kamen

<sup>1)</sup> FML. Marquis Chasteler hat nach der ersten Erhebung Tirols im April 1809 österreichische Truppen ins Land geführt und hier recht unglücklich operiert; die Bauern nannten ihn nur ihren Radschuh.

Nach Radstadt. „Und jetzt gehn wir,“ sagte Straub,  
 „Zum General!“ — Es war Graf Jellachich,  
 Der, da er München erst verloren und sich  
 In Salzburg nicht behaupten konnte, nun  
 Den Rückzug seiner Truppen selber führte.  
 Bescheiden brachte Straub die Frage vor,  
 Ob wohl der Weg ins Pinzgau offen sei.  
 „Wer kann das sagen? Jetzt“ . . . war der Bescheid.  
 Da platzte Huter los: „Was hat man nicht  
 Den Struber Paß besetzt!“ Der Graf verbiß  
 Den Ärger: „Wenn ihr denn ins Pinzgau wollt,  
 Seht zu! Vielleicht ist's euch noch etwa möglich . . . .  
 Dann steht die Wahl euch frei: ihr könnt sowohl  
 Über Paß Thurn ins Leutental als durch  
 Die Gerlos nach Tirol. Viel Glück zur Fahrt!“

„Jetzt wissen wir's, was wir zuvor gewußt,“  
 Sagt' Straub und ließ anspannen gegen Wagrein.  
 „Zwar mach ich mich gefaßt, wir werden dort  
 Auf's neue Anstand haben mit der Vorspann.“

In Wagrein sah man schon viel Militär  
 (Von einem Zugtier keine Rede!) und  
 Der Hausknecht wollte wissen, eine ganze  
 Brigade komme nach. Von Offizieren,  
 An die sich Straub gewandt, war nichts heraus  
 Zu kriegen. „Du, das Ding gefällt mir nicht!  
 Das Pinzgau, wirfst du sehn, ist preisgegeben.“ —

„So laß doch aber,“ sagte Huter zornig,  
 „Laß die Samaschen doch in Ruh!“ — Der Straub  
 Besann sich. „Wissen muß man's endlich!“ . . .

Im Wirtshaus, in der bessern Stube saßen  
 Drei Offiziere. Die Tiroler traten  
 Hinzu; Straub fragte höflich, ob sie Platz  
 Hier nehmen dürfen? O ja, hieß es;  
 Woher sie kämen und wohin sie wollten?  
 Da stieß der Huter nun fast wild heraus:  
 „Tiroler sind wir, von Tirol her kommen  
 Wir, wieder eini woll'n wir ins Tirol!“  
 Das war kein Ton zu einem freundlichen  
 Gespräch. Der Hauptmann sagte kurz und barsch:  
 „Wir haben nicht nach euch geschickt und hindern  
 Euch nicht, wohin ihr wollt zu gehn!“ — Jetzt nahm  
 Der Straub das Wort: „Verzeihung, Herrn! Es war  
 Nicht so gemeint, wir sind wahrhaftig übel  
 Daran — es ist schon zum Geduldverlieren.“  
 Und dann erzählt' er offen, was der Zweck  
 Von ihrer Fahrt, und daß sie jetzt, nach so viel  
 Beschwernissen, nicht einmal wüßten, ob  
 Der Weg ins Dinggau noch passierbar wär.  
 Man mög um Gottes willen sie beraten.  
 „Wir sind,“ so schloß er, „ehrliche Tiroler,  
 Der Huter da hat den Beweis geliefert.“  
 Und lächelnd sahen jetzt die Offiziere

Die beiden an. Der Hauptmann sagte: „Die Tiroler sind schon recht, man muß sie halt Nur kennen. Aber, Freunde, was ihr vorhabt, Durchs Pinzgau mit dem schweren Fuhrwerk nach Tirol zu ziehen — das, das ist undenkbar. Denn unter uns: Das Pinzgau ist geräumt Und selbstverständlich hinter uns die Brücken Zerstört.“ — „Die Brücken?“ rief der Straub, „die Brücken?“

Und sah den Guter an mit stierem Blick.

„Ja,“ fuhr der Hauptmann fort, „auch ohne das, Wie jetzt die Dinge stehn, einen Transport Von Pulver, Blei und Geld durchs Pinzgau leiten, Das wär, verzeiht, geradezu ein Wahnsinn.“ — „Ein Aberwitz,“ bekräftigte ein Leutnant. „Des Galgens würdig,“ sekundiert' der andre.

Die zwei Tiroler sahen wie verstört Darein. Die ganze Stube stand verkehrt Vor ihnen; bis der Hauptmann wieder anfing: „Das einzig Rätliche: ihr schließt euch an. Wir ziehn durchs Enns- und Murtal; ihr könnt weiter Nach Wien und, wenn ihr wollt, nach Ungarn. Nur Entschließt euch rasch! Wir brechen jetzt sogleich Nach Radstadt auf.“ — „Nein,“ sagte Straub, „das nicht!“

Habt Dank, ihr Herren! Euer Weg ist nicht Der unsre,“ zog den Guter mit sich fort

Und draußen stiegen beide in die Kutsche.  
Sie wendeten; es ging zur ück nach Radstadt.

Wortlos, in sich gefehrt ein jeder, fuhren  
Sie eine Weile. Endlich sprach der Straub:  
„Nun ist's, wie's ist! Lenoble hat es wohl  
Vorausgesehn . . . Jetzt aber, Guter, sag mir:  
Wollen wir noch bestehn auf unserm Vorsatz?  
Sag, wie du's denkst!“ — Erschrocken fuhr der Guter  
Zurück: „Jetzt weiß ich nicht — soll denn Tirol  
Verloren gehn durch uns, durch dich und mich?“ —  
„Je nun, von Radstadt, Freund, über den Tauern<sup>1)</sup>  
Wird's ein gewagtes Spiel. Der Einsatz ist —  
Das Leben“ . . . Guter drauf: „Das Leben haben  
Wir auch am Iselberg gewagt. Und ist  
Napoleon nicht im Schnee noch übern Bernhard?“  
Da sahen beide schweigend sich ins Auge —  
Ein Händedruck, kein Wort mehr ward verloren.

Die Straße hatte sich inzwischen schon  
Mit Militär gefüllt, das auswärts drängte.  
Die Frachtenwagen, die von Schladming ab-  
Gegangen, konnten schwer voran; erst kurz  
Vor Reitdorf endlich kamen sie zum Vorschein.  
„Jetzt heißt es klug sein,“ sagte Straub; „red du

<sup>1)</sup> Die Paßhöhe der Radstadter Tauern ist 1768 Meter (jene des Brennerpasses 1370 Meter).

Mir jezt nur nicht darein!“ — Er stieg vom Wagen,  
 Trat mit dem Fuhrmann abseits. „Kommt Ihr endlich?“  
 Begann er sachte; doch der Fuhrmann hitzig:  
 „Probiert es Ihr! Fahrt Ihr in so eim Trubel!  
 Ausstellen alleweil, bald rechts, bald links,  
 Und nachher stockt's und komms frisch gar nit weiter!  
 Ein Teufelsg'lumpert das! Ich wollet eher  
 Den steilsten Büchel aufi als so zwischen  
 Dem Militär!“ — „Ja, ja, das wird schon sein,“  
 Begütigt' Straub. „Hab's wohl vor Lambach selber  
 Erfahren. Wenn's nur morgen nicht am End  
 Noch ärger wird, sobald das Hauptkorps nachkommt.“ ..  
 „O je, was wird das werden!“ seufzt' der Fuhrmann. —  
 „Was meinst du,“ sagte Straub, „wår's etwa besser,  
 Wir fahren jezt einmal zurück nach Radstadt  
 Und warten's ab, bis daß der ganze Trubel  
 Vorbei ist? . . .“ Freilich ja, das wår das Best!  
 Rasten die Roß und wir, und hab'n wir später  
 Nit so ein G'frett!“ Da fuhr der Straub nun fein  
 Bedächtig fort: „Halt überhaupt ins Pinzgau —  
 Die Offiziere, die ich ausgeholt,  
 Sagen, der Weg ist so viel schlecht und jezt  
 So gar kein' rechte Sicherheit. . . . Weißt, fallt  
 Mir ein, ein kürzrer Weg wår schon, wohl nicht  
 Nach Innsbruck kürzer, aber nach Tirol.  
 Und Euch wår's gleich — Ihr fahrt ja so nicht weiter  
 Als bis zur Grenze. . .“ „Aber,“ sagt' der Fuhrmann,

„Das wär mir freilich recht! Wie müßt man nachher Da fahren?“ — „Nu, von Radstadt, hör ich, über Den Tauern. . . Vorspann sei da leicht zu kriegen.“ —

„Go, übern Tauern! Teigl, übern Tauern! Da bin ich aber gar nie g'fahren, ich . . .“

„Es soll so arg nit sein. In Radstadt vom Postmeister würd man's ja erfahren. Redet Mit ihm! Und allenfalls fahr ich voraus, Kundschaften, wie der Weg ist . . .“ „Ja, von mir aus! Ich bin wohl froh, wenn wir nur endlich in Tirol sind.“ — „Also gut, dann bleib's dabei! Wir machen kehrt, fahren zurück nach Radstadt.“

„Ja füttern halt noch z'erst, sonst halten's uns Die Ross' nit aus.“

In Reitdorf war das Gasthaus Voll Militär; bis da gefüttert war, Brach schon die Nacht herein. Straub fuhr mit Guter Voran und freute sich, daß sie doch endlich, Vorläufig wenigstens, vom Fuhrmann nichts Zu fürchten hatten. „Sind wir erst einmal Am Tauern dann, dann muß er mit! Dafür Will ich schon sorgen. Weißt, wir haben den Empfehlungsbrief Lenobles. . . Eilen heißt es, Um die verlorne Zeit jetzt einzubringen, Daß nicht der Feind noch vor uns in Tirol ist!“

Ja, aber eilen in der Nacht und wo Die Straße noch mit Fuhrwerk aller Art

Befehl war und Verwirrung überall  
 Und Störungen in einem fort! Es ging  
 Auf Mitternacht, bis sie nach Radstadt kamen.

„Wo ist der Wirt?“ war hier die erste Frage.  
 „Grad eben schlafen gegangen,“ sagt der Hausknecht.  
 „Hier ist ein Brief für ihn. Da nimm, es eilt!“ —  
 „Ja, hör't's nit, wenn er schlaff!“... „Dann weck ihn auf!  
 Ja, sei so gut! Ich muß ihn schleunig haben.“  
 Straub gab nicht nach. Der Hausknecht endlich weckte  
 Den Herrn. Simon Reikhammer war sein Name,  
 Ein tüchtiger Mann und braver Patriot.  
 Als er den Brief Lenobles kaum gelesen,  
 Ließ er die Fremden auf sein Zimmer bitten.  
 „Tiroler, was ich tun kann, das geschieht,“  
 Begrüßt er sie. Straub faßte rasch ein Zutraun  
 Und sagt' ihm alles, was sie mit sich führten,  
 Daß sie durchs Pinzgau nicht mehr könnten und  
 Den einen Weg nur hätten übern Tauern.

„Ja, Herren,“ war die Antwort, „übern Tauern,  
 Das ist nun bald gesagt, da liegt denn aber  
 Noch Schnee in ungeheuren Massen! Was  
 Ich weiß, ist längst kein Fuhrwerk mehr gegangen.“  
 Ob denn nicht Leute auf dem Tauern wären? —  
 Das schon; zum Holzen braucht es welche und  
 Die Bauern selber hätten jetzt noch Zeit;  
 „Doch so viel Leute, daß damit in Kürze

Was ausgerichtet wär, das kostet Geld!" . . .  
 Und wie's dann mit der Vorspann stände? — Pferde  
 Sind nicht zu haben, aber Ochsen freilich  
 Genug. — „Dann wagen wir's," sprach Straub.

„Ihr müßt

So gut sein, uns sogleich nach Untertauern  
 Zu fahren!" — „Jetzt? Um ein Uhr in der Nacht?" —  
 „Um zwei Uhr sagen wir. Die Fuhrleut mit  
 Den Wagen, die bald kommen werden, bleiben  
 Indes bei Euch hier. Bis in wenig Stunden,  
 Gewiß am Vormittag noch, kriegt Ihr Botschaft.  
 Dann spricht mir aber auf den Fuhrmann ein!  
 Es werde sich schon machen lassen, Leute  
 Und Vorspann seien droben, während hier  
 Das Militär die Pferde requiriert  
 Und jeden Tag der Kummel ärger werde;  
 Ihr habt auch schwer für seine Pferde Platz" . . .  
 „Dasselb könnt etwa morgen auch wohl wahr  
 sein." —

„Ja, seht um Gottes willen, daß der Fuhrmann  
 Uns sicher nachkommt, wenn ich Botschaft sende!  
 Und das sogleich, noch diesen Vormittag!  
 Und habt die Güte, Vorspann zu besorgen!  
 Bezahlt wird alles, pünktlich und genau."

„Von wegen dem! Wo sich's um so was handelt!"  
 Sprach jener. „Selber geh ich jetzt und will

Den besten Gaul, der noch im Stall steht, füttern,  
 Und euch den Lois, den Postknecht, wecken. (Das ist  
 Ein braver Bursch, ihr könnt euch drauf verlassen!)  
 Ihr eßt inzwischen was und trinkt ein' Glühwein,  
 Die Köchin wird's bald haben. Denn zu morgens  
 Wird's, fürcht ich, da hinauf recht bitter kalt.  
 Ihr seid auch gar nicht vorgesehen! Decken  
 Und Fußsack brauch't's." — Reikhammer tat sich um,  
 In einer kurzen Stunde stand der Wagen  
 Bereit. Und wohl versorgt, von besten Wünschen  
 Des Wirts begleitet, schieden die Tiroler.

„Das mit dem Fuhrmann,“ rief er ihnen nach,  
 „Das überlaßt nur mir!“ — „Bergelt's Euch Gott,  
 Was Ihr getan an uns und noch tun werdet!“  
 Dann gings hinein in die stockfinstre Nacht.

Ein eissiger Wind blies ihnen grad entgegen  
 Vom Tauern her. Sie hüllten sich in Decken,  
 Guter begann zu schlafen. Hätt der Straub  
 Nur auch den Schlaf gefunden! Schwere Sorgen  
 Beängsten ihn, je länger um so mehr.  
 Er kennt den Tauern schon vom Hörensagen:  
 Ein Fuhrmann aus dem Pustertale hat ihm  
 (Es war beim Nagele in Gries) erzählt,  
 Wie er im Frühjahr da hinüberfuhr  
 Und schier zugrunde ging; ex voto ließ er  
 Ein Täfelchen zur Muttergottes auf

Der Waldrast malen, das ihn von der Lahne<sup>1)</sup>  
 Schon fast verschüttet zeigt und neben ihm  
 Ein totes Pferd. . . . Ach ja, wenn endlich nur  
 Der Weg zu öffnen ist! Wenn er die Bauern  
 Nur endlich dazu bringt! Denn was wird sonst  
 Aus ihrer Sendung und — was aus Tirol! . . .

Wie hoffnungslos erschien ihm jetzt die Lage —  
 Nacht rings um ihn . . . Im Osten endlich zeigt sich  
 Ein Streifen Licht und dort aus dem Gewölk  
 Heraus ein Stern — der Morgenstern!

Das Bild der Gottesmutter schwebt ihm vor,  
 Der an der Serlosspitze viel verehrten,  
 Der schmerzreichen Trösterin in Not.  
 Und hoch, von weitem klingt die Abglocke —  
 „Ist's Untertauern, das?“ — „Ja, Untertauern,“  
 Erwidert' Lois; „noch eine halbe Stunde,  
 Dann sind wir dort.“

Als sie ans Dörflein kamen,  
 Der Kirche nah, da läutet's abermals.  
 „Heut Bauernfei'rtag, Kreuzerfindung,“ sagte  
 Der Postknecht, „da ist Frühmeh schon um fünf.  
 Ein Vater wird heroben sein von Radstadt.“

Straub weckte seinen Freund. „Wir sind schon da,  
 In Untertauern sind wir! . . . Hör, ich möcht

<sup>1)</sup> Lawine.

Nur in die Kirche sehn; sorg du dafür  
 Im Wirtshaus, daß wir bald ein Frühstück haben!  
 Ich komme nach.“ — Und Straub verließ den Wagen,  
 Betrat die Kirche, um Erleuchtung sich  
 Zu holen, Kraft und Trost in dieser Lage,  
 Die ihm die schwerste dächte seines Lebens.

## V.

Der Postknecht band das Pferd vom Wagen los  
 Und deckt' es zu und führt' es nach dem Stalle.  
 Kein Hausknecht da? . . . Niemand im Wirtshaus schien  
 Noch wach zu sein; doch stand die Türe offen.  
 Guter trat in den finstern Gang, rief Holla!  
 Da hört' er ein Geräusch und tastete  
 Sich weiter. In der Küche brannte Feuer.  
 Am Herd dort saß jemand — eine Dirn,  
 Den Rücken gegen ihn gewandt, verträumt,  
 Und flocht ihr Haar. . . . Guter trat fester auf.  
 „So, guten Morgen! Um ein Frühstück täten  
 Wir bitten. Dauert's lang?“ — Da schrak sie auf  
 Und sprang vom Herd und schrie: „Jesus, Maria!  
 Was ist jetzt das! Ja bist kein Geist, bist's wirklich?“ —  
 „Die Stine,“ sagt' der Guter drauf und trat  
 Zurück. — „Ja mein, er kennt mich wirklich noch!“  
 Sie sprang herzu, als wollt sie ihn umhalsen.  
 Der Guter streng: „Jetzt mach dich einmal fertig!“

Da dreht' sie sich und brachte ihre Tücher  
 In Ordnung. „Aber sag, wie kommst jetzt du  
 Daher? Na, das ist gut, das hätt ich mir  
 Nicht träumen lassen! Heut bleibst aber da!  
 Lust übernachten, gelt? Weißt, heut wird's lustig,  
 Auf d' Nacht gibt's Tanz! . . . Ah, du mein lieber  
 Josef!“

Der Huter setzte sich abseits. „Du, Stine!  
 Ich hab mir deinetwegen just nichts vor-  
 Zuwerfen — grad nur daß du's weißt: ich bin  
 Verheirat't jetzt.“ — „O Jegerl! . . . Ja, ihr Männer,  
 Ihr habt es leicht.“ . . . Dann lacht sie auf und  
 wispert:

„Und heut' einmal schon gar den aller liebsten!“ . . .

„Jetzt“, sagt' der Huter trocken, „mach einmal  
 Ein Frühstück! Mein Kam'rad und ich, wir sind  
 Heut schon von Radstadt her und brauchen was.“ —

„Ein' Kameraden hast? . . . G'schwind kriegt's ein  
 Frühstück,

Kaffee, ein' guten, na, den allerbesten!“

Sie nahm die Mühle jetzt zur Hand und rieb  
 Die Bohnen, stellte Wasser zwischendrein  
 Ans Feuer, sprang zur Kammer um die Milch,  
 Von der sie sorglich dann den Rahm abschöpfte,  
 Und redet' und erzählt' in einem fort,  
 Und sah ihn wieder an und streift' ihm wieder  
 Den Arm und war halt völlig aus dem Häuschen.

Er hatte sie in Innsbruck wohl gekannt,  
 Die Stine. Beim Rößl in der Au, wo er  
 Als Junggesell sein Essen nahm, da war  
 Sie Kellnerin und hatte sich in ihn  
 Verliebt — ein dralles Ding, gutmütig sonst,  
 Nur allzu frei und allzu leicht; es fiel  
 Dem jungen Zimmermann nicht ein, sie ernst  
 Zu nehmen. — „Ja und jeket,“ plauderte  
 Sie fort, „bin ich halt auch noch Kellnerin,  
 Gar daherunten! Weißt, daheim iss's schöner;  
 Grad d' Leut sind so bigott. Herunten kann man  
 Nit klagen wegen dem. Du wirst schon sehn,  
 Heut auf die Nacht beim Tanz, da iss's fein  
 lustig!“ . . .

Froh war der Huter, daß zur Türe jekt  
 Der Straub hereintrat. — „Jegerl, gar ein Herr,  
 Dein Kamerad! . . . Ich bin vom Unterland,  
 Ein' Basel bin ich vom Herrn Josef,“ log sie.  
 Der Straub, erfreut, nichts ahnend, grüßte sie:  
 „Das Frühstück wird uns schmecken aus der Hand  
 Einer Tirolerin, so einer schönen!  
 Da kann man gleich von alten Sachen reden,  
 Und werden Neu's erfragen allerhand . . .  
 Kalt habt ihr's aber, gehn wir in die Stube!  
 Es werden wohl auch Kirchleut kommen, nicht?“ —  
 „Halt ja, etliche schon, was weiter her sind.“

Straub zog den Freund mit sich. „Du, laß dir sagen,“  
 Begann er in der Stube, „jezt heißt's klug sein!  
 Ich hab's mir ausgedacht, wie ich die Leute  
 Gewinnen könnt; du mußt mich machen lassen,  
 Und fahr mir nicht mit deiner Hitze drein!“ . . .

Zwei Bauern traten in die Stube, die  
 Geheizt war. „Bißl warmen,“ sagt' der eine;  
 „Ein Schnaps würd auch nit schaden,“ meint' der andre..  
 „Hübsch kalt iss's, gelt?“ sagt' Straub nach einer Weile;  
 „Ihr habt ein' langen Winter da heroben.“ —  
 „Das selb halt ja! Jezt etwa apert's langsam;  
 Zum Kirchtag nachher macht's schon wieder zu.  
 Ein langer Winter und ein gar hart's Sein! —  
 S'hört euch das S'fährt da draußt? Wo kommt's  
 denn her?“

„D nur von Radstadt heut,“ erwidert' Straub,  
 Den Blick zur Thür gewandt, wo jezt der Wirt  
 Hereintrat, ein beleibter, dunkelroter,  
 Die schmalen Äuglein noch ganz voller Schlaf.  
 Mit Sännen trat er ein — sah dann die Fremden  
 Und stuzte; rückt vorsichtig seine Kappe:  
 „Heut schon die Herren?“ . . . „Ja, von Radstadt  
 her.“ —  
 „Habt's nachher da ein S'schäff?“ . . . „Da nicht, in  
 Zweng.“ —  
 „In Zweng? In Zweng?“ erwidert' jener lachend.

„Da werdet's wohl kein G'schäft nit machen jekt.“ —  
 „Warum denn nicht?“ — „Ja, weil's nit ummikommt's  
 Nach Zweng!“ — Da tat der Straub als wie verdukt:  
 „Man hat's uns aber g'sagt, der Weg wär' offen!“ —  
 „Ja, offen! Über'n Tauern! Jekt, der Weg!  
 B'hüt Gott, das könnt's euch träumen!“ — Und der  
 Wirt

Berließ die Stube; fragen muß er erst,  
 Was das für Gäfte wären, bei der Stine.

Straub wandte sich den Bauern wieder zu.  
 „Dürft's es schon glauben,“ kam's von dort herüber,  
 „Kein' Red' nit, daß man jeket übr'i könnt.“ —  
 „Ah, gar kein' Red! Kein einziger Schlitten geht  
 Schon lang nit ummi mehr. Beim Gnadenfall  
 Die Häuffen Schnee!“ — „Ja, und beim Nesselgraben  
 Da hat's die Brücke weg, da liegt die Mur!“ —  
 „Und entn<sup>1)</sup> unt, da gehn wohl schon die Lahren!“ . . .

Jekt trat die Stine mit dem Frühstück ein,  
 Darauf der Wirt, der nunmehr das Gespräch  
 Besorgen wollte: Schnee lieg, nicht zum glauben,  
 Wieviel! Halt freilich wär's jekt endlich Zeit,  
 Den Weg zu machen. Einmal muß man doch  
 Anfangen. . . . „Wenn's die Herrn erwarten wollten“ . . .  
 „Das wär' das G'scheit'ste,“ fiel die Stine ein.

<sup>1)</sup> Auf der andern Seite.

„Und heut einmal schon gar ist von ei'm Fortgehn  
Kein' Red. Schneeschaufeln heut, an Kreuzerfindung!  
Würden die Leut sich schleun'! Die tun heut tanzen!“

Sie blinzelte dabei dem Huter zu —  
Straub sah sie an und wußte sich genug.

Er sagte dann: „Geld wird ja sein bei euch,  
Im Winter gar, da werdet ihr mit Schnee-  
Arbeit und sonst mit Vorspann viel verdienen? . . .  
Was zahlt man jetzt gewöhnlich so per Tag  
Für ein paar Ochsen Vorspann bis zur Höhe?“ —

„Ein Mann und ein Paar Ochsen?“ sagte schlau  
Der Wirt; „hm ja, wie's ist, pro Tag vier Gulden.“ —  
„Fürs Paar?“ — „Und Zehrung nachher halt und  
Trinkgeld

Ein schön's.“ — „Und wieviel zieht so ein Paar  
Ochsen?“ —

„Zwei Zenten halt.“ — Jetzt nahm sich Straub die Zeit  
Zum Frühstück; zog ein Büchlein dann heraus  
Und rechnete.

#### Die Bauern und der Wirt

Reden inzwischen über faule Wirtschaft  
Beim Wegamt; längst schon hätt man zu der Schnee-  
Arbeit dazutun müssen, später wär's auch,  
Wenn erst die Feldarbeit begonnen, schwer  
Die Leute finden. . . „Nun, was zahlt man hier  
So Taglohn?“ fragte Straub. — „Ein' halben Gulden

Für g'wöhnlich, auch schon mehr — es kommt drauf an . . .  
Ihr habt,“ forschte der Wirt, „doch nicht im Sinn,  
Den Weg auf eigne Kosten auszuschaufeln?“

Straub sagte: „Je nachdem. Dem Handelsmann  
Kann oft dran liegen, zeitlich einzutreffen  
An Ort und Stelle . . .“ — „Ein Handelsmann seid  
Ihr?“ . . .

Das schien der Wirt nicht mehr so recht zu glauben,  
Doch sagt er weiter nichts.

Ein neuer Gast

Betrat die Stube, andere folgten. Stine  
Bekam zu tun. Jetzt ließ sich Straub heraus:  
„Wie steht's denn eigentlich: sind Leute da,  
Den Weg zu machen? Schlitten auch und Ochsen?“ . . .  
„Ah, das schon! Leut und Ochsen, wenn's bezahlt  
wird.“ . . .

„Das Zahlen wär' dann meine Sache. Wenn ihr  
Mir Leute stellt und Ochsen, was ich brauche,  
Ich zahle wie euch keiner nie bezahlt hat.“

Jetzt trat ein Bauer vor: „Wieviel brauchst's Ochsen  
Für Euer Küttschel?“ — „Für das Küttschel, das man  
Zerlegen müßte und auf Schlitten laden,  
Drei Paare wohl.“ — „Was zahlt Ihr dann?“ — „Bis  
Zweng

Drei Gulden für den Ochsen und die Zehrung  
Und Trinkgeld.“ — „Wann wollt's fahren?“ — „Heute  
noch,

Heut Mittag. Aber erst den Weg herrichten.  
Ihr wär't, so scheint mir, just der rechte Mann,  
Der's übernehmen könnt. Wie heißt man Euch?" —

„Ich bin der Riezer.“ — „Gut, so hört mich, Riezer!  
Ich zahl dem Schaufler einen Gulden Taglohn,  
Und Zehrung, was er braucht, und Trinkgeld  
Ein schön's.“ . . . Die Bauern stukten. „Ha, ja so,  
Ein' ganzen Gulden? Ah, da kriegt's ja freilich  
Die Leut grad gnug!“ — „Und Ochsen auch und Schlitten,  
So viel ich brauch?“ — „Ah ja, so viel's nur brauch't's.“  
Straub lächelte und sah den Huter an —  
Was hat die Stine denn mit ihm, das Weibsbild? . . .

Straub wandte sich zum Wirt: „Habt Ihr kein  
Schreibzeug?

Es wär nicht heikel. Nur ein Briefel sollt ich  
Nach Radstadt schicken. Seid so gut, wenn's sein kann.“

Der Wirt trat in die Nebenküche, Straub  
Ihm nach. Den Huter aber zog er mit  
Und flüstert' ihm ins Ohr: „Jetzt wagen wir's!  
Ich schick den Postknecht ab mit Botschaft zum  
Reichhammer, daß er uns die Wagen gleich  
Herausschickt; denn zu Mittag fahren wir.“

Da hat der Huter plötzlich seine Zweifel:  
Ob sie wohl wirklich heut die Leute finden,  
Am Feiertag? Ob sie nicht besser warten? . . .  
Nein, sagte Straub entschieden. Huter drauf:  
„Wir täten besser, mein ich, abzuwarten;

Heut treten wir vor Mittag doch nicht an  
Und kommen in die Nacht.“ . . . Dagegen Straub:

„Es ist auf unsre Fuhrleut kein Verlaß.

Hören und sehen sie's, wie die Dinge liegen,  
So weigern sie die Fahrt, ich traue nicht.“ —

„Ha, wär nicht aus,“ sprach Huter, „wo sie dir's  
So hoch und teuer doch versprochen haben!“ —

„Mein lieber Sepp,“ erwidert' Straub und sah  
Wie warnend seinem Freund ins Aug, „mein Lieber,  
Wir alle sind versucht zu jedem Treubruch.

Das heiligste Versprechen bricht der Mensch,  
Den nicht die Ehre und die Gnade hielten“ . . .

Da gab's dem Huter einen Riß. Er sagte:

„Hast recht. Wir fahren — fahren wir sogleich!  
Sobald du willst!“ — Straub drückte ihm die Hand  
Und setzte sich und schrieb den Brief nach Radstadt.

Doch in der Stube draußen gab's inzwischen  
Tumult. Dem Wirt kam's ungelegen, daß er  
Die Gäste missen soll, die fremden wie  
Die heimischen, heut, wo der Tanz am Abend;  
Und Stine flüstert' ihm ins Ohr. Da sagt' er:  
„Ihr Bauern, dumme Kerle, die ihr seid!  
Zu was denn machen die den Weg jetzt frei,  
Die Fremden? Ja, zu was? Fürs Militär  
Natürlich, das in Radstadt liegt! Und dann,  
Daß auf, dann könnt ihr eure Ochsen stellen

Für nichts: die Retirade kommt zu uns  
 Und kuscheln heißt's! Kein Geld nicht, wacker Schläge  
 Werdet ihr kriegen. Tölpel die ihr seid!"

Die Bauern stuzten. Einer meint: „Wer weiß auch,  
 Wie's mit dem Geld steht bei den Fremden. S' sagt  
 Jff's bald; wenn sie in Zweng sind, nachher hat man  
 Die Schererei.“ . . .

Jetzt trat der Straub herein,  
 Der just die letzten Worte noch gehört.

„Du, Stine,“ sagt' er, „hol mir jetzt den Postknecht!  
 Geschwind! Ja, sei so gut!“ Und dann zum Huter,

So daß es alle hörten: „Hat er uns  
 Die Nacht daher geführt, wir müssen ihm  
 Doch einen Kronentaler Trinkgeld geben?“

Huter begriff. „Ja, schmutzig bist nie g'wesen!“

Und Straub zog seinen Lederbeutel, suchte  
 Den Kronentaler zwischen den Dukaten,  
 Die er bliken und klingeln ließ, und wandt' sich  
 Zum Riezer dann: „He, du da, Riezer, wenn du's  
 Besorgst, daß sich zu Mittag hundert Mann  
 Einstellen hier, um uns den Weg zu machen,  
 Dann hast du den verdient!“ Er zeigt ihm einen  
 Dukaten. Und der Riezer, frisch entschlossen:

„Na ja, bis Mittag habt Ihr hundert Schaufler!“ —  
 „Ein Mann, ein Wort! Da, nimm dir deinen Gold-  
 fuchs!“

Der Bauer griff danach und stürmt' hinaus.

Jetzt steckten alle andern wohl die Köpfe  
 Zusammen, raunten und tuschelten sich zu.  
 Der Straub fuhr fort: „Wer mir die Ochsen stellt,  
 Bekommt sechs Gulden für das Paar. Wer will,  
 Wer mag?“ — „Ich bin dabei! Ich stell Euch vier  
 Paar!“ —  
 „Vier Paar ich auch!“ — „Ich kann Euch sechse stellen.“ —  
 „Ich hab' zuerst mich g'meld't!“ — „Ich mich vor dir!“ —  
 „Na, ich hab's g'sagt, mich hat er ang'red't, mich!“ . . .  
 Es fehlt' nicht viel, die Bauern wären sich  
 Ins Haar geraten. Herzlich lachte Straub.  
 „So wartet nur, ich werd euch gleich Bescheid tun.“

Der Postknecht trat gerade in die Stube.  
 Und Straub befahl ihm: „Nimm du jetzt dein Ross  
 Und reit hinab, so schnell du kannst, nach Radstadt!  
 Der Brief da ist für den Postmeister. — Macht nur,  
 Daß unsre Fuhrleut gleich und ohne weiters  
 Einspannen, und du selber komm mit ihnen  
 Herauf! Vor Mittag müßt ihr da sein! Das ist  
 Dein Trinkgeld für die Nachtfahrt; und zu Mittag,  
 Wenn alles klappt, hörst, Lois, gibt's einen Goldfuchs.“  
 Der Postknecht wußte kaum, wie ihm geschah,  
 Bedankt' sich höchlichst, machte kehrt und ging.

Nun wandte Straub sich wieder an die Bauern,  
 „Die Sache, Männer, steht jetzt so: Wenn wir

Schon einen Schlitten übern Tauern bringen,  
 Dann geht's mit zehn und zwanzig auch und mehr.  
 Ich habe Fuhrwerk drunten stehn in Radstadt,  
 Drei schwer geladne Wagen. Bis zum Mittag  
 Werden sie hier sein. Dann wird abgeladen,  
 Ich brauch im ganzen fünfundvierzig Schlitten  
 Und neunzig Ochsen. Könnt ihr mir sie stellen?" —

„Ja, noch mehr, wenn's sein müßt. Ja, noch mehr!“ —

„So wohl,“ sprach Straub; „hier unten aber liegt  
 Kein Schnee; wir müssen an die Stelle, wo  
 Der Weg für Schlitten fahrbar ist. Wo ist das?“ —

„Da droben gleich, ein' Viertelfund von da,  
 Grad vor der Klamm.“ — „Gut denn, dort trifft man sich.  
 Und wer von Euch soll das Kommando haben,  
 Über das Fuhrwerk?“ — „Der Liener, mein ich“ —

„Halt ja, der Liener ist der G'scheit'ste allm!“ —

„Du bist der Liener? Und du übernimmst's? . . .

Also mach Anstalt! Noch vor Mittag müßt ihr  
 Fixfertig droben stehen vor der Klamm!

Und vorwärts jetzt! Und sorgt euch vor in allem!  
 Die volle Löhnung kriegt ihr und das Trinkgeld  
 In Zweng.“ — Sie waren aufgesprungen, ohne  
 Die Beche zu bezahlen, sind sie fort.

Da stand der Wirt nun ganz allein, beschämt,  
 An seinem Ärger würgend vor den Fremden.  
 Und Guter sagte heimlich: „Du, den Wirt,

Man sollt ihn besser nicht zum Feinde haben“ ...  
 Der Straub sogleich: „Ich hab schon dran gedacht. —  
 Herr Wirt, Ihr werdet ungehalten sein,  
 Daß wir Euch heut die Gäfte alle nehmen?  
 Dafür will ich denn eine Zeche machen“ —  
 „Das könnt noch was ergeben,“ brummte jener. —  
 „Wir wollen sehen! Also denn fürs erste  
 Ein' Doppelseimer Wein.“ — „Ein Eimer gar?“ ...  
 „Nein, einen nicht, zwei oder drei, wie Ihr  
 Halt juft ein Faß habt. Und zweihundert Laibe  
 Vom Selbstgebäcknen; Wurft und Speck, wie viel  
 Ihr habt. Es wird am besten sein, wir laden  
 Gleich alles hier auf einen eignen Schlitten.  
 Ihr stellt uns wohl die Ochsen auch dazu?  
 Jezt richtet mir nur alles her! Ja, noch was!  
 Kienfackeln brauchen wir. Ich fürcht, wir kommen  
 Ein wenig in die Nacht. — Sorgt nicht, Herr Wirt,  
 Bezahlt wird alles pünktlich und genau.“

Da schnitt der dicke Wirt nun wohl ein andres  
 Gesicht und machte seinen schönsten Bückling  
 Und trat gleich mit dem Hausknecht an die Arbeit.

Straub aber sagt' zu Huter: „Komm, wir wollen  
 Ein wenig ausruhn, gehn wir in das Freie.“

Sie traten auf die Straße und ergingen  
 Sich in dem heitern Morgen. Freundlich grüßen  
 Die grünen Matten aus dem schönen Ennstal,

Die Sträucher knospen, Frühling will es werden.  
 Und Huter atmet' auf. Wie groß und keusch  
 Die Berge! Umseln glücksten im Gebüsch,  
 Und aus dem Winterkorne stieg das Rebhuhn.  
 Doch finster sah der Tauern auf sie her,  
 Schwarzes Gewölk stand dort am weißen Himmel.  
 Schier ängstlich sagte Straub: „Du das ist Südwind!  
 Die höchste Zeit! Huter, mit jeder Stunde,  
 Die wir verziehen, wächst uns die Gefahr.“

## VI.

Wie's elf Uhr läutete, war schon der Schlitten  
 Des Wirts gepackt, und Huter, der da mit-  
 Geholfen, zog die Blase drüber — horch,  
 Da schallt' von unten lauter Peitschenknall!  
 Und alsbald kam der Straub, der bei den Schlitten  
 Am Sammelplatz sich umgetan, herbei:

„Die Fuhrleut, Huter! Gott sei Dank, da sind sie!  
 Herr Wirt, die Rechnung jekt, wir fahren gleich!“

Das war nun eine Zeche, wie kein Tanz sie  
 Dem Wirt in Niedertauern eingetragen.

Bergnüglich sah er in die Welt und wünschte  
 Die beste Fahrt und alles Glück zur Reise.

„Ein bißel S'fahr ist freilich, aber Ihr,  
 Ihr greift es richtig an, es wird schon gehen.“

Die Stine war verfürort und sah den Straub

Schier feindlich an. Der lachte; „Stine, wenn ich  
 Jetzt wieder heimkomm in das Unterland,  
 Ich werd's dir grüßen sollen?“ — „D von mir aus!“  
 Sie wandte sich. Dem Huter sagte sie:  
 „Ich wünsch dir alles Gute, Josef! Du  
 Verdienst's. Ein braver Kerl bist immer g'wesen —  
 Zu gut für mich.“ Dann weinte sie ins Fürtuch  
 Und eilte weg.

„Hallo, Grüß Gott jetzt, Fuhrleut!  
 Brav seid's,“ begrüßte Straub die Kommenden.  
 „Halt ja! Gar g'schwinder sind wir da, als g'meint habt's!  
 Wir sind auch g'fahren daherauf, schaut's nur  
 Die Roß an, wie sie dampfen!“ — „Und mein' Durst!“  
 Ergänzte Naz. — „Ah, jetzt schreckt's mich nimmer;  
 Grad noch ein Viertelstündel müßt's gedulden,  
 Da droben gleich, seht's dort beim schwarzen Kreuz,  
 Kommen die Roß zur Ruh, Naz, und dein Durst!  
 Ein Schnapsel könnt's noch trinken, aber g'schwind!  
 Die andern warten schon!“ — Ein gutes Roß  
 Ward an das Herrenkutschlein angespannt,  
 Bald war das Fuhrwerk wiederum in Gang.

Und so gesprächig und so lustig hat man  
 Den Straub noch nicht gesehen! Eine Schnurre  
 Erzählt' er um die andre und dazwischen  
 Sprach er davon, daß sie nun endlich doch  
 Ihr Ziel erreichten, baldier als der Fuhrmann

Sich's denken konnt. Gerichtet ist schon alles,  
 Vorspann und Leut. Und dann von Zweng hinaus  
 Nach Mauterndorf und Smünd und gar ins Drautal  
 Wär's nur ein leichter Weg, ein Kinderspiel.  
 In Lienz sodann, dem ersten größern Ort in  
 Tirol, da hat's der Fuhrmann schon gewonnen.  
 Dann kann er heimziehn mit den leeren Wagen.  
 Bis dahin wird sich auch daheim der Rummel  
 Verlaufen haben, daß er ruhig seine  
 Dukaten zählen kann. Fünzig zum Trinkgeld!  
 „Mensch, so was hat die Welt noch nicht erlebt!  
 Du, Naz, was wirst jezt du mit deinen zwanzig  
 Goldfüchsen tun? Heiraten halt ganz g'schwind?“  
 So gab's ein Scherzen und Lachen und  
 Der Weg zum schwarzen Kreuz ward ihnen allen  
 Nicht lang.

Hier, wo das Tal in scharfem Bug  
 Sich ostwärts zieht und hochauftrebend wild  
 Zerrißne Felsen jenen Kessel bilden,  
 „Die Lauernklamm“ (im Volk bereinst genannt  
 „Die Zedern-Umkehr“) standen schon die Bauern  
 Mit ihren neunzig Ochsen und den Schlitten  
 Und selbstbewußt trat gleich der Liener vor.  
 Straub winkt' ihm ab. Er ließ die Wagen halten  
 Just vor der Ecke, die den Eingang zu  
 Der Klamm verbarg und sprach zu Huter: „Sorg du  
 Mir jezt für unsre Fuhrleut! Rastet hier

Und tut euch gütlich! Ungeschlagen ist's  
 Und Speck ist da und Brot. Greift zu! Die Pferde,  
 Die kurze, ebne Strecke da hinauf,  
 Die laßt nur uns! Der Postknecht geht mit mir."

Und fürbaß schritt der Straub. Jetzt kam der Diener  
 Zum Wort: „Die Schausler, Herr, die sind schon weg,  
 Wir andern warten nur auf Euch. Was ist's?" . . .

„So, wohl, du hast dein' Sach gemacht. Und jetzt,"  
 Befahl der Straub, „merk auf: wir teilen uns  
 In drei Partien je zu fünfzehn Schlitten.

Die eine führst du selbst und für die andre  
 Sorgt mein Kam'rad. Jetzt such mir einen dritten  
 Der uns die Leut im Zaume hält." — „Der Melcher,  
 Der Melcher, mein' ich, wird der Rechte sein." —

„Ist gut." — Dann ließ der Straub die ersten Schlitten  
 Vorfahren, ihnen nach den ersten Wagen,  
 In kurzem Abstand dann die zweiten, drauf  
 Die dritten. Und sofort begann man, Fässer  
 Und Kisten abzuladen auf die Schlitten.

Straub sah darauf, daß ja das Pulver alles  
 (Er kannt' die Fässer) hübsch beisammen blieb.

Das wurde dann mit Blahen, die er selbst  
 Zertrennte, sorglich zugedeckt. Sodann  
 Zerlegten sie die Wagen, Rad um Rad,  
 Deichsel und Körper, und das alles ward  
 Auf Schlitten festgepackt, so daß ein jeder  
 Die gleiche Last erhielt. Und trefflich ging's

Den Leuten von der Hand, weil überall  
 Er selbst, der Straub, eingriff mit Rat und That,  
 Bald vorn, bald rückwärts, daß der helle Schweiß  
 Ihm von der Stirne rann. Nach einer Stunde  
 War wenig mehr zu tun. Die Pferde, die  
 Als Vorspann mitgekommen, nahm der Postknecht  
 Nach Radstadt wieder mit. „Ja halt, dein Trinkgeld!  
 Du hast's verdient! Weißt, Lois, dir dank' ich viel.  
 Leb g'sund und brav! Und grüß mir deinen Herrn!“

Der Guter war zurückgeblieben bei den  
 Fuhrleuten und bediente sie und sorgte,  
 Daß das Gespräch nicht stockt! Doch als nun die  
 Es endlich merkten, was mit ihren Wagen  
 Geschehen war und dann den Engpaß sahen,  
 Den Schnee, der hier schon auf der Straße lag  
 Und hinterdrein hochaufgetürmt erschien,  
 Da sank dem Fuhrmann aller Mut: „Herrgott!  
 Wenn wir aus dem Loch nur noch außi finden!  
 Und gar noch ummi soll'n wir übern Berg?  
 Ja Mensch, da gehn ja d' Roß und d' Leut zugrund!“ —  
 „Ihr werdet mehr nicht zu verlieren haben  
 Als wir,“ erklärte Guter, „und wir wagen's.“

Nun endlich setzt' der Zug sich in Bewegung.  
 „Wo werden jekt die Schausler sein?“ fragt' Straub.  
 Der Liener meinte, wohl beim Gnadenfall.

„Ein' Stund' von da; dort liegt die arge Wehe.  
 Sonst soll der Weg bis auf die Nesselwand  
 Nicht schlecht sein.“ — „Ja und dort?“ — „Das weiß  
 ich nicht.“

Straub rief dem Huter: „Du, ich reit voran.  
 Die Schausler sind die Hauptsach jekt. Sorg du  
 Dahier! Liener, das ist mein Kamerad,  
 Dem ihr zu folgen habt. Tut, was er sagt!“

Straub ritt auf einem guten Roß voran  
 Tiefer und tiefer in die Schlucht, die wilder  
 Und düst'rer ward und endlich wie der Eingang  
 Zur Hölle ausfah. Unten braust der Bach,  
 Und stürzt in steilen Fäll'n wild zu Thal.

Die vielen Leute hatten hier den Schnee —  
 Auch Neuschnee lag noch — leidlich angetreten.  
 Nur bei den Wetterlöchern, außerhalb  
 Des Kessels, sank das Pferd ein paarmal bis  
 Ins Knie. Doch droben beim Kreuzbüchel war  
 Von Sonn und Wind die Straße stellenweise  
 Gesäubert; und da hatten sie nun Schnee  
 Herbeigeschafft. Ein Viertelsfündlein ging's noch  
 Bergan, da sah man sie in schwarzen Scharen,  
 Wohl hundert Mann, sich abmühen, eine Gasse  
 Zu graben in die Wehe, die dort quer  
 Über den Weg lag. Die verstanden sich  
 Auf solches Werk und waren klug geleitet;

Der Kiezer führte sie.

Befriedigt sah's

Der Straub und lobte sie. Er trat zum Führer:

„Werdet ihr fertig, bis die Schlitten kommen?“ —

„In einer Stunde, mein ich, zwingen wir's.

Die Wehe ist, Ihr seht's, nicht gar zu hoch.“ —

„Und dann, was weiter?“ — „Nu, es wird wohl gehn,

Die Snadenalp hinauf, da brauchen wir

Die Schaufeln nicht; wir gehn zu viert, abwechselnd

Bald die, bald die voran, so treten wir

Den Weg. Die ersten Schlitten freilich sind

Ein bißel übel dran. Es wird sich machen.

Halt langsam überhaupt geht's mit den Ochsen.“ —

„Um desto sicherer; sie dauern aus.“

Straub machte kehrt, sah, wie der Zug sich fort-

Bewegt', mühselig zwar, doch ohne Stockung.

Und freute sich und sah nach seiner Uhr.

Um fünf, kann sein, sind wir am Tauernhaus.

Wenn nur der Wind, der böse Südwind uns

Nicht Streiche macht! Dort oben das Gewölk' —

's ist Regen in der Nähe, dann weh uns! . . .

Er ritt zurück. Die ersten Schlitten waren

Ihm nachgekommen und den Liener grüßt' er:

„Wie steht's bei euch?“ — „Soweit in Ordnung alles,

Wenn uns die Schaufler nur nicht stecken lassen.“ —

„Die tun das Ihre. Macht nur immer vorwärts!“

Im Tauernhaus ist Raß, sagt ihnen das!  
Da wird der Wein euch schmecken und das Essen.“

Und wieder macht er kehrt und ritt bergan,  
Vorüber an den Schauflern, ohne Anstand  
Bis vor der Nesselwand. Da sah es böß aus.  
Der Graben von Gerölle übermurt,  
Die Brücke weg. Wirr durcheinander lagen  
Darüber Bäume, Gestein und Wurzelwerk.  
Und dort ein zweiter Riß und lauter Schiefer.  
Der Straub erschrak. Das war das Hemmnis also,  
Was den Verkehr seit langem schon gesperrt! . . .  
Der Riezer kam herbei. „O jeh, o jeh!  
Ja, Herr, da hat's ein End!“ — Straub überlegte.  
„Hier unten geht's, da ist der Riß nicht breit.  
Bringt Äzte her und Sägen! Eine Brücke  
Ist bald gemacht, mit Spreizen läßt sich's machen.  
Ruft mir die Holzknecht'! Alle Holzknecht' her!“

Und Straub, der erste, legt' die Hand ans Werk.  
Da hallten Beil' und Äzte in die Stille  
Des Hochgebirges, daß der Pleißlingkeil,  
Die Hirsch- und Rieselwand ein Echo gab  
Und Reh- und Hochwild locker wurde. Als  
Die ersten Schlitten in die Nähe kamen,  
Da gab's wohl Aufenthalt; bald aber war  
Der ganze Zug aufs neu in Gang und leidlich  
Sing's jeko weiter bis zum Tauernhaus.

Just fünf Uhr zeigt' die Uhr, als Straub, der immer  
 Voran war, eintrat. Eine Stunde hat er  
 Zur Rast bestimmt; dann kommen sie, wenn's gut geht,  
 Vor Nacht ans Ziel . . . Der Wirt im Tauernhaus,  
 Ein wackerer Wiesenegger, war nicht wenig  
 Erstaunt, was für Besuch ihm zugebracht.

„Kann man was Warmes haben? Jetzt, sogleich?“ —

„Ja viel wohl nit. Brennsuppe halt, wenn's recht ist.“ —

„Brennsuppe, gute, dicke — laßt sie kochen!

Es werden hundertfünfzig Leute sein

Zumindest. Sagt den Mägden, auf ein Trinkgeld

Kommt's mir nicht an. Ein' Zwanziger für jede.

In einer Stunde muß gegessen sein.“

Dann nahm er ihn beiseit. „Und sagt mir jetzt:

Wie ist der Weg?“ — „Für Schlitten ist er gut,“

Meinte der Wirt, „und aufi bis zur Höhe,

Da fehlt sich nichts; wir sind erst heut mit Holz

Herab.“ — „Und dann bis Tweng?“ — „Ja, jetzt bis

Tweng —

Mein lieber Herr, da kommt ihr in die Nacht.“ —

„Wenn's sonst nichts wär!“ — „Ja, freilich, aber der

Scirocco, der im Zug ist. Weiß nicht . . . Böß

Halt wär's, wenn die Lawinen niedergingen.

Die Straße wär sonst gut!“ . . . — „Brauch ich die

Schaufler?“ —

„Ich will nicht sagen . . . Wenn Lawinen gehn,

Ist's g'fährlich für die Leut, die da sind, aber

Für Euch halt böß, wenn niemand helfen kann.  
 Tut, wie Ihr meint!“ ... — „Hört,“ sagt nach einigem  
 Besinnen Straub, „ich denke, morgen iss's  
 Gefährlicher als heut.“ — „Das tät ich fürchten . . .  
 Jetzt kommt die Zeit, wie alle Jahr einmal,  
 Wo die Lawinen losgehn. Dauern tut's dann  
 Oft vierzehn Tag und länger . . . Gar die Breitlahn  
 Ist heuer noch nicht ab; die wär zu fürchten.“  
 „So müssen wir um jeden Preis noch heut  
 Hinab! Hört aber, Wirt, macht mir die Leute  
 Nicht kopffscheu! Unsre Fuhrleut gar, sind aus  
 Der Ebene, die erschrecken, wenn sie nur  
 Die Berge sehn! Sagt nichts von den Lawinen!“

Die Schausler rückten an und füllten die Stube.  
 Allmählich kamen die Gefährte nach,  
 Bauern und Fuhrleut und zulezt der Huter.  
 Es wäre gut gegangen, meldet er.  
 „Wenn nur der Fuhrmann uns, der Tropf, nicht stirbt  
 Vor Angst! War das ein Jammer und Geseufz!“ —  
 „Du, Huter,“ flüsterte der Straub, „das Schlimmste  
 Steht erst bevor. Jetzt heißt's gerichtet sein!  
 Wir können warten nicht, wir müssen weiter,  
 Und kommt, was kommt! In Gottes Namen! Denken  
 Wir an den Iselberg!“

Dann war er fort.  
 Und sorgte in der Küche, daß zuerst

Die Fuhrleut alle und die Ochsenbauern  
 Ihr Essen kriegten. „Schaufler, ihr könnt warten,  
 Bis auf die Höhe brauchen wir euch nicht.  
 Und übrigens, hört, Männer, wer von euch  
 Den Weg nach Zweng hinab nicht machen will,  
 Dem geb ich seinen Gulden, er kann heim.  
 Wer mit will, gut, ich heiße keinen gehn,  
 Der kriegt in Zweng dann seine zweite Tagschicht“ . . .

Ah, niemand hatte Lust, jetzt umzukehren,  
 Da oben ist gut fein und besser wird's noch  
 In Zweng. „Hojo, wir gehn schon mit, wir alle!“

Die Tiere blieben angeschirrt. Daß sie  
 Gefüttert werden! Laßt sie saufen! Und  
 Den Pferden, Hausknecht, Hafer, was sie mögen!  
 An alles dachte Straub und überall  
 War er. Die Rechnung mit dem Wirte schloß er  
 Summarisch ab; jetzt galt ihm die Minute  
 So viel und mehr als Geld. Und vorwärts jetzt!  
 Hüöh! . . . Die ersten Schlitten gehen ab.  
 Nur vorwärts! Vorwärts! Bleibt mir beieinander!  
 In Zweng dann rasten wir! Es sind nicht mehr  
 Zwei Stunden bis dahin! Nur weiter, weiter! . . .

Straub ging zu Fuße jetzt neben den Schlitten,  
 Der Huter blieb wie vorher bei den letzten.  
 Wenn nichts mehr in die Quere kommt, sind sie  
 Vor Nacht in Zweng. Hojo, was ist, was gibt's?

Vorwärts da droben! Hü! Anschließen ihr!  
Bergab dann geht's von selber!

Stille herrscht

Da in der Mulde. Wär nicht das Geräusch  
Des Zugs, die öde Stille des Hochgebirgs!  
Und näher geht's der fahlen Freithofshöh.  
Hier ruhten Wanderer viel, die niemand kannte;  
Hier ruhen sie, die durch des Wetters Unbill,  
Die von Lawinen hingerafft, im Paß  
Ihr Leben ließen. Requiescant! Betet  
Für uns, wie wir für euch! . . .

Wild schnob der Wind,

In scharfen Stößen fuhr es von der Scharte,  
Wo sich das Tal abwärts nach Süden zieht.  
Straub sah hinab; er sah die Lehnen links,  
Die kahlgehau'nen, und die breiten Gräben,  
Die sich hinauf bis in die Almen zogen —  
Herrgott, die Totenlauer! Steh uns bei! . . .

Die Schausler waren nachgekommen. Halt!  
Straub teilte sie; den einen Haufen sandt er  
Voran, die zweiten mußten in die Mitte,  
Die andern bilden den Beschluß des Zuges.  
So ging's bergab. Die Pferde schwer zu halten,  
Die Schslein nur bewahrten ihre Ruhe;  
Doch trieb das Beispiel die Bequemen auch  
Zu rascherem Gange. Lustig ging's hinab

Bis unter Scheidberg so; dann stoßt' der Zug,  
Eine Lawine lag quer überm Weg.

Sie war nicht breit, auch nicht zu tief, bald konnten  
Sie durch. Die Schaufler taten ihre Dienste.

Und wieder ging's lustig voran. Da horch!

Ein Tuchezer schallt aus des Zuges Mitte.

„Um Gottes willen, nein! Sie sollen schweigen!

Wollt ihr die Lahnen wecken? Sagt's zurück!“

Da pochte manchem wohl das Herz, da er

Die Nähe der Gefahr begriff. Und schweigend

Bewegt' sich jetzt der Zug . . . Ein Windstoß nur

So ab und zu . . . Schon konnte man hinabsehn

Nach Mitteregg; von dort in einer Stunde

Sind sie in Tweng, außer Gefahr, geborgen!

Da horch, dort von der Alpe, das Geräusch — —

Es ist nichts, nein, es hat nichts zu bedeuten.

Nur weiter! Wenn wir erst nur an der Breitlahn

Vorbei sind! Wenn die Dämmerung nur nicht

In diesem Engtal bei umwölktem Himmel

Zu bald hereinbricht! . . . Wieder dies Geräusch und —

Ein Gausen jetzt, ein Sturz — just auf die Mitte

Des Zugs ist die Lawine nieder . . . Totensille,

Das Echo nur gab das Getös zurück.

Der Wind sang wie zum Hohn . . .

„Hojo! Was ist?“ —

„Zehn Schlitten oder mehr verschüttet! Helft!“

„Schaufler zurück! Ihr da, macht Platz! Rasch vorwärts!  
 Grabt ihr von vorn, die andern werden's von  
 Der andern Seite! Platz da! Schlitten vor!  
 Die Schlitten voran, vorwärts nach Tweng! Nach  
 Tweng!“

Wie der Befehl erteilt, die Schlitten vor,  
 Die Schaufler zurückgegangen an die Lahne,  
 Saust eine neue nieder in die Lücke,  
 Die so entstand, grad vor den Füßen liegt sie  
 Des Straub! Und das Getös! — Um Gottes willen!  
 Das Saufen, Krachen, Windsgeheul — die eine  
 Lawine löst die andre los! . . .

#### Getrennt

Und eingeschlossen sind sie, nur die ersten  
 Noch frei. Die treibt die Angst vorwärts, Menschen  
 Und Tier, im wirren, wilden Durcheinander  
 Vorwärts nach Tweng, um Hilfe. Fort um Hilfe!  
 An nichts mehr dachte Straub als nur zu helfen.

## VII.

So wie ein Mensch, der wild geworden, rasend  
 Im Zorn das Schreckliche getan, dann plötzlich  
 Ernüchtert, stumm und zitternd seiner Untat  
 Bewußt wird — alle um ihn her verstummen,  
 Entsetzen lähmt sie: so lag Stille jetzt

Und Schweigen an der Breitlahn. Nur allmählig  
 Ein Seufzer jekt — und da und dort ein Aufschrei,  
 Dann wirres Reden, dann Kommandorufe.

Wo Guter war, im Nachzug, hatte die  
 Lawine ein Gefährt über die Straße  
 Hinabgeschleudert; der eine Ochs war tot,  
 Der andre kam heraus, der Mann ihm nach.  
 Und flugs die Bauern um den toten Ochs!  
 Sie stechen ihn und machen sich daran  
 Ihn auszuweiden — wie das Volk doch immer  
 Das Allernächste nur im Auge hat!  
 Der Guter aber stieg jekt in die Höhe  
 Und sah hinab, hinauf — und oben sieht er,  
 Grad ober ihm droht neuerdings Gefahr!  
 „So, an die vordre Lahne! Sagt es weiter!  
 Wo eine niederging, kommt keine andre!“

Sie fuhren vor, dicht an die vordre Lahne,  
 Die zwanzig Klafter breit die Straße sperrt;  
 Und unter ihr begraben, klastertief,  
 Menschen und Vieh! Zwar nicht so viele, als man  
 Zuerst gedacht: drei Schlitten oder vier.

Und Guter tritt ans Werk. Die Wagendeichseln  
 Müssen als Stangen dienen, die behutsam  
 Von oben, dann von unten her den Schnee  
 Durchstechen, um vor allem Luft zu schaffen.  
 Bald fühlt sich Widerstand, die Deichsel ist

Gefaßt. Jetzt ziehen! Zieht! Es hat sich was  
 Im Schnee gerührt! Die Schauler schaffen Raum.  
 Es geht. Ein Baumstamm, den die Lahne mit-  
 Geführt, wird locker. Zieht! Jetzt gibt es Luft.  
 Hört ihr die Tiere schnaufen? Vorsicht! Dort  
 Muß einer sein! Wer iss's? . . . Allmählich kriegt  
 Er Luft und Raum. Der Kopf ist frei — gerettet!  
 Jetzt schaufelt aus! — Nach einer Stunde endlich  
 War das Gespann, das erste, frei. Und endlich —  
 Es war schon Nacht geworden und man zündet'  
 Die Fackeln an (wie gut, daß man sie hatte!) —  
 So nach und nach, indem man hier und dort  
 Zugleich vordrang, nach langen, heißen Mühen  
 Gab's eine Gasse; die Gespanne waren  
 Gerettet, nur ein Ochs, ein einziger,  
 Erstickt; die andern, Vieh und Menschen, heil.  
 Und zitternd stehn die Tiere vor den Rettern  
 Und schauen sie mit großen Augen an!

— — —  
 Ich will die Drangsal jener Nacht nicht schildern.  
 „Wer's nicht erlebt,“ hat Huter oft erzählt,  
 „Kann sich's vorstellen nicht.“ Die Menschen alle,  
 Die Retter wie Geretteten erschöpft  
 Von Angst und Arbeit. Jetzt war die Lawine  
 Ihr Schutz; da, in der ausgeschöpften Gasse,  
 Kauern sie dichtgedrängt und ängsten sich  
 Und hoffen wieder. Ob von jener ersten

Lawine wer verschüttet war? Wer's wüßte! . . .  
 Dem Huter bangt vor allen für den Straub.  
 Unmöglich war es, jezt noch vorzubringen,  
 Die Fackeln schier verbraucht, verbraucht die Kräfte.  
 Ein Glück nur, daß sie Proviant noch hatten,  
 Speck, Wein und Brot. Sie teilen mit den Tieren,  
 Die auch das Unglück jezt geteilt mit ihnen.  
 Barmherzig macht den Menschen ja die Not.

Und endlich, endlich — welche lange Nacht! —  
 Erschien der lichte Tag, der ihr Geschick  
 Erfüllen wird! Huter befahl: „Jezt auf!  
 Man muß sich an die vord're Lahne machen!“  
 Sie brechen auf; da horch, von unten her —  
 Sind das die unsern? — Stimmen tönen ihnen  
 Entgegen — sind sie's? Nein, die Unsern nicht,  
 Die braven Zwenger sind's, die Mauterndorfer —  
 Und das muß Straub sein, der die Hilfe ihnen  
 Gebracht! . . . Hoffnung belebte ihre Kraft.  
 Dort waren sie daran, durch jene erste  
 Lawine (wo es ohne Schaden abging)  
 Den Weg zu schaufeln, hier arbeitet Huter  
 Ihnen entgegen. Schwere Arbeit war's,  
 Fast zum Verzagen. Schon der Vormittag  
 Vorüber und kein Ende war noch ab-  
 Zusehn; da treten drüben frische Kräfte  
 Ans Werk — endlich am späten Nachmittag  
 Konnten die ersten Schlitten vor; erst langsam,

Dann immer rascher zogen Roß und Ochsen,  
 Jetzt geht's voran! Da stürmt der Huter vor:  
 „Wo ist der Straub?“ — Da war er schon, und keiner  
 Imstand, die Freude mehr zu fassen. Wortlos,  
 Erschütterter reichten beide sich die Hände.

In Tweng erst atmen sie auf in dem Gedanken:  
 Gerettet! Und gerettet jetzt ans Ziel!  
 Denn auch kein Stück der teuern Fracht verloren,  
 Gesichert für Tirol, geborgen war  
 Des Kaisers Schützenbest, des Landes Rüstzeug!

Im Twenger Wirtshaus war schon vorgesorgt;  
 Hier fanden sie Erquickung, Ruh und Schlaf,  
 Der die verlorenen Kräfte wiederbrachte.

„Was meinst du,“ lachte Straub am andern Morgen,  
 „Wie's uns die Stände danken werden? Ob wir  
 Ein Trinkgeld wohl bekommen, wie von uns  
 Die Fuhrleut?“<sup>1)</sup> — „D, von mir aus,“ meinte Huter,  
 „Daß wir's erreicht, ist doch der beste Lohn!“

Da sieh, was ist denn das? Die Schlitten dort  
 Von oben her! Sind das nicht unsre Bauern?  
 Der Melcher ist's! Was tun, was bringen die?  
 Ja so! Um die gefallnen Ochsen sind sie  
 In aller Frühe fort! „Und gut ist's ggangen,“

<sup>1)</sup> Straub und Huter erhielten von den Ständen tatsächlich jeder 20 Dukaten. Straub außerdem von Marquis Chasteler einen Ehrensäbel.

Berichten sie; „weißt, über Nacht hat's g'frozen,  
 Jetzt ist kein' G'fahr mehr. Wenn wir morgen zeitlich  
 Dazu tun, kommen wir leicht ummi. Aber  
 Von was denn leben heut'? Die Ochsen kommen  
 Uns da grad recht. Jetzt tun wir schlachtigen, Mander!“

Das war nun frohe Botschaft für die Bauern.  
 Straub sagte: „Hört, die Ochsen zahle ich;  
 Die g'hören mir — ich aber schenk' sie euch.  
 Und macht nur, daß wir heut ein Mittagsmahl  
 Bekommen, wie ihr's lang nicht mehr gehabt!  
 Die Zwenger aber und die Mauterndorfer  
 Sind unsre Gäste!“ — Hui hellauf! Da ging  
 Ein Sieden und Braten los im Zwenger Wirtshaus,  
 Ein Treiben wie nur bei der größten Hochzeit.  
 Stuben und Säle alle voll von Leuten,  
 Und alles lebt' in dulci júbilo  
 Und pries den Herren Straub und ließ die tapfern  
 Tiroler leben, und die Fuhrleut mußte  
 Man dreimal bitten, bis sie endlich sich  
 Am Nachmittag zur Weiterfahrt bequemten.

Also im besten Frieden schied man jetzt  
 Von Zweng und fuhr auswärts gen Mauterndorf  
 Und Smünd. Hier aber trennten sich die Freunde.  
 So wollt es Guter: „Fahr du nur voraus  
 Mit deinem Küttschel und dem Gold! Wer weiß,  
 Wie sich die Lage jetzt gestaltet hat!

Die Stände endlich müssen es erfahren,  
Wie's uns erging, und endlich unsre Frauen."

Am achten Mai schon war der Straub in Innsbruck,  
Dem Tag, an dem die Kämpfe um Daß Strub  
Begannen, wo Tirols Leonidas,  
Oppacher, ruhmvoll unterlag. Vier Tage  
Darauf, just da Napoleon in Wien  
Einzog, traf Guter ein mit seinem Pulver  
Und Blei, von dem er etliches schon auf  
Dem Weg den Pustertalern abgegeben,  
Und das in allerlehter Stunde noch in  
Die rechten Hände kam. Denn schon im Anmarsch  
War hier der Feind, den nach dem Mißgeschick  
(Dem Ungeschick!) Chastellers nichts mehr am Einzug  
In Innsbruck hinderte.

Er selber nur,

Der Wütrich, weckte mit dem Brand von Schwarz  
Und tausend Greueln sich den Widerstand.  
Von neuem brach die Wut des Volkes aus,  
Wie die Lawine in den Tauern losbrach,  
Am Iselberg in mörderischer Schlacht.

Dort trafen sie sich wieder, unsre beiden.  
Schon gegen Abend ging's, die Feinde schon  
Im Rückzug, sieht der Straub den Guter plötzlich  
Vor sich. „Ho du da, Freund? Grüß' Gott! Ha gelt,  
Wie das geknallt hat und gepiffen heut?"

Und das ist unser Pulver, unser Blei,  
 Das wir gebracht! Guter, mein Lebtag freut's  
 mich!"

\* \* \*

Seht, Kinder, um ein Gleiches bittet Gott:  
 Daß euern Mann ihr stellt, wo's euch beschieden,  
 Und dann auch unserm Volk ein wenig Pulver  
 Und Blei beistellen dürfet, Rüstzeug für  
 Den steten Kampf! Das geb uns Gott, uns allen!

\*

---

# Inhalt

	Seite
Vortwort . . . . .	5
Karl Domanig. Ein Lebens- und Persön- lichkeitsbild von G. M. Hamann . . . .	7
Gedichte: . . . . .	65
Menschenlob . . . . .	67
Kindes Auge . . . . .	67
Vor der Krippe . . . . .	68
Segen . . . . .	68
Liebe . . . . .	69
Mein Talisman . . . . .	69
Allerseeelen . . . . .	70
Marco . . . . .	73
Der Schwegelpfeifer von Spinges .	81
Ludovicus Gago . . . . .	107
Um Pulver und Blei . . . . .	147



Eine ausführliche Lebensbeschreibung und Würdigung der Werke Karl Domanigs verfaßte Anton Dörrer unter dem Titel: „Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit, und die tirolische Literatur seit 1800“ (Verlag Jos. Kösel, Rempten, 3. Aufl., 8°, 247 S. nebst Stammtafel, Faksimile und Bildnis). Am Schlusse dieses Werkes finden sich auch eine Zusammenstellung sämtlicher Veröffentlichungen Domanigs und eine Auswahl der literarischen Widmungen an den Dichter. Eine zweite Monographie des Innsbrucker Univ.-Bibliothekars Dr. A. Dörrer schildert eingehend „Karl Domanig als Studenten. Ein deutsches Burschenleben“ (Verlag Parcus & Co., München), vornehmlich nach dessen Briefen an die jungen Freunde Mik. Reichs und Ad. Bruder. Domanigs Briefe an seinen Schweizer Freund M. Reichlin sind in den „Monat-Rosen“ (LVIII, 11/12, S. 769–781) des Schweizerischen Studenten-Vereines erschienen. Schließlich sei noch auf Dörrers Studien über „Andreas Hofer auf der Bühne. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der deutschen Befreiungskriege“ (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck) zur stoffgeschichtlichen Einstellung der Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf“ und über die Beziehungen von Fr. W. Webers „Goliath“ zu „Der Abt von Fiecht“ („Hochland“ XI 4, S. 472–476 und „Donauland“ III 8, S. 755–760) verwiesen. In Dörrers Sammlung „Tiroler Novellen der Gegenwart“ (Verlag Phil. Reclam jun., Leipzig) sind enthalten: „Die Erhörung“ von Karl Domanig, „Pocci in unserer Kinderstube“ von Irmgard Domanig und „Meine Mutter“ von Maria Domanig.



# Dichtungen von Bruder Willram

Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Josef Weingartner \* 156 Seiten  
in Künstlerbuntpapier gebunden.

Bruder Willram gehört schon lange zu einer der markantesten Gestalten der Tiroler Literatur. Seine feurige Sprachgewalt, seine alles überragende Phantasie und nicht zuletzt seine tiefe heißblütige Empfindung haben dem vielbekanntesten Poeten unzählige Freunde erworben. Doch sind manche seiner Werke leider nicht mehr erhältlich. Da gebührt der von Dr. Josef Weingartner mit einer ganz ausgezeichneten Darstellung des Lebens und der dichterischen Bedeutung Willrams eingeleiteten Auswahl doppelter Verdienst. Mit viel Feinsinnigkeit hat der Herausgeber das Beste aus Epik und Lyrik des Dichters zusammengetragen und dabei stets auf das Charakteristische besonderen Wert gelegt. \* \*

## Allois Mesmer

Ein Tiroler Dichter

Seine Werke ausgewählt und mit einem Lebensabriß herausgegeben  
von Dr. Josef Rungg

Gelcitwort von Dr. Josef Weingartner. Kl. 8<sup>o</sup> (224 S.) Gebunden in  
Halbleinen und Künstlerbuntpapier.

Geh. Rat Brandl im „Literarischen Echo“, Leipzig:

„Die Persönlichkeit des Theologieprofessors, Biographen, Reisebeschreibers und Dichters Mesmer ist für den tirolischen Alerus typisch. Angeregt von der deutschen Romantik, besonders von Ahland, war er sich der poetischen Elemente seiner Hochgebirgsheimat stark bewußt, bildete sie mit religiösen Ideen aus, verband sie mit künstlerischen Studien und erschwang sich zu Bekenntnissen, die von mannhafter Wahrheit getragen sind. Landschaft und Burgräume, Freundschaft und Tapferkeit hat er besungen und zwar mit einer Geradheit des Gemütes, die sich Achtung erzwingt. Aber seine Reisebilder, obwohl in Prosa geschrieben, stehen doch in mancher Hinsicht noch höher. Nicht einmal Ruskin hat die Natur, Geschichte, Schönheit und Gegenwartssitte Venedigs so lebensvoll zu einem Gemälde verwoben, wie es Mesmer in seinen „Reiseblättern“ 1854—1855 tat. Mit Recht sind solche Proben deutscher Prosa hier abgedruckt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht . . . .“ \* \*

Die Serie „Anthologie von  
Tiroler Dichtern“ wird fortge-  
setzt. Im Jahre 1924 erscheint  
anlässlich des 60. Todestages:  
**H e r m a n n v. S i l m**  
/ Weitere Bände folgen /







